

Welt
irbt!

EIN HELD STIRBT

PAULA WALLISCH

EIN HELD STIRBT

1946

IM VERLAG DER SOZIALISTISCHEN PARTEI
LANDESLEITUNG STEIERMARK

*Dem Andenken
der im Februar 1934
gefallenen Genossen*

PAULA WALLISCH

Genehmigt vom Ausschuß zur Überprüfung des Presse- und Verlagswesens
Druckerlaubnis erteilt von PWB. am 4. 3. 1946

Buchdruckerei vormals Leykam, Graz



Koloman Wallisch

VORWORT

Als im Jahre 1934 mein Buch „Ein Held stirbt“ zum ersten Male in der Tschechoslowakei erschien, hatte der Austrofaschismus in Österreich gerade die ganze Macht an sich gerissen. Wir Sozialdemokraten waren aus der Öffentlichkeit verbannt und jede zur Kenntnis der damaligen Regierung kommende Tätigkeit wurde mit den schärfsten Mitteln verfolgt und unterdrückt, so daß wir unsere Arbeit nur im verborgenen unter den schwierigsten Verhältnissen durchführen konnten. Der Versuch der Brucker Arbeiterschaft, im Februar 1934 das verhaßte Joch abzuschütteln, saß den damals in Österreich herrschenden Kreisen noch immer in allen Knochen und wurde von ihnen jeder Hinweis auf Genossen, die sich an diesem Kampfe beteiligt hatten, mit wilder Begeisterung aufgegriffen, um weitere Verfolgungen einleiten zu können. Auf diesen Umstand mußte von mir besonders bei der 1934 in Prag erschienenen illegalen Ausgabe für Österreich und auch bei der 1936 herausgekommenen Übersetzung für Norwegen dahingehend Rücksicht genommen werden, daß am Kampfe beteiligt gewesene Genossen, die aber den damaligen Machthabern nicht bekannt waren, ungenannt blieben oder nur mit einem Buchstaben angeführt wurden, wie auch von mir in der Schilderung mancher Umstände darauf geachtet werden mußte, diese so zu gestalten, daß daraus nicht Rückschlüsse möglich wurden, die nachträglich neue Verfolgungen und Untersuchungen ausgelöst hätten.

Seit damals sind nun über zwölf Jahre vergangen, in denen unser Vaterland auch noch die „segensreichen“ Auswirkungen des nationalsozialistischen Blumengartens mit allem Terror und aller nur erdenklichen Unterdrückung über sich ergehen lassen mußte. Diese Zeit schwerster Erniedrigung hat in unserem Lande und in unserem Volke die tiefsten Wunden zurückgelassen, jedoch Österreich nie ganz zu Boden werfen können. Nun, da der Spuk des „1000“jährigen Reiches wie Spreu in alle Winde zerstoßen ist und die uns auferlegten Sklavenketten endgültig zerbrochen sind, ist auch für uns der Weg in eine glücklichere Zukunft und zu einem gesunden Aufbau unseres Staates endlich frei geworden. Damit sind aber auch die vorhin erwähnten Hindernisse weggefallen, so daß in der jetzt neu erscheinenden Auflage die Namen verdienter Genossen genannt und gewisse Begebenheiten so aufgezeigt werden können, wie sie den Tatsachen und dem durch die Zeit gewonnenen Abstand entsprechen.

Paula Wallisch.

Graz, im Mai 1946.

EIN VIELGEHASSTER, VIELGELIEBTER

„Freiheit!“ Die würgende Schlinge des Henkers erstickte den trotzigem Bekenntnisschrei, mit dem Koloman Wallisch vom Leben Abschied nahm.

Ungeduldig hatte die Wiener Regierung beim Leobener Gericht angefragt, warum die Verhandlung gegen Wallisch so lange dauere, warum er noch nicht zum Tode verurteilt sei. Das war um sieben Uhr abends am 19. Februar 1934. Der fragende, drängende Bundeskanzler brauchte nicht mehr lange zu warten. Um acht Uhr vierzig Minuten wurde das Todesurteil verkündet. Um elf Uhr vierzig Minuten wurde Wallisch hingerichtet.

Der Haß der Besitzenden, der Haß der Reaktionäre, der ihn viele Jahre lang verfolgte, hatte sein Ziel erreicht.

Warum dieser Haß?

Als ungarischer Bolschewik war Koloman Wallisch verschrien. Er habe, so wurde behauptet, während der ungarischen Rätezeit Todesurteile verhängt. Er sei, so sagte der Staatsanwalt des Leobener Standgerichtes, durch Jahre ein Schrecken des steirischen Oberlandes gewesen, eine Gefahr für jeden anständigen Bürger. Er habe mit Gewalt und Bürgerkrieg gedroht.

Aber Koloman Wallisch war nie Kommunist, er hat nie Menschen zum Tode verurteilt und er hat nie zum Bürgerkrieg gehetzt. Er hat — und das stempelte ihn in den Augen der Besitzenden zum Verbrecher — mit großem Erfolg die Arbeiter

organisiert, in Ungarn, in Jugoslawien, in der Steiermark und mit Geschick und Umsicht für die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiter gewirkt. Er hat freilich auch die Abwehr der Arbeiter gegen den Faschismus, ihren Kampf für die Erhaltung der Demokratie organisiert. Das war Organisation der Verteidigung der Verfassung, die auch von jener Regierung beschworen war, die die faschistischen Heimwehren großgezüchtet und seit Jahr und Tag die Verfassung gebrochen hatte!

Koloman Wallisch' Leben war das Leben eines Vertrauensmannes der Arbeiter in bewegter Zeit und war also das Leben eines Gehetzten und Gejagten, eines dauernd vom Haß der Besitzenden Bedrohten.

Das war Kolomans Leben:

All die Härten der Lehrzeit, die ein Bauarbeiterlehrling erdulden mußte in einer Zeit, da man sich um Lehrlingsschutz noch wenig kümmerte. Wanderjahre dann, Mitarbeit in der Organisation, bald Überbürdung mit vielen Funktionen, Parteisekretär in Szegedin, während des Krieges gleichzeitig Kaderfeldwebel und Parteisekretär in Szegedin, Organisator eines Streiks — als Soldat — und deswegen Verhaftung und Verwicklung in ein militärgerichtliches Verfahren, das mit dem Abschub an die Front endet. Nach dem Zusammenbruch des Krieges wieder Parteiarbeit in Szegedin, Teilnahme an der ungarischen Revolution, nach dem Sturz der Räteregierung abenteuerliche Flucht nach Jugoslawien. In Marburg wieder Parteiarbeit, wieder Organisation der Arbeiter und bald wieder verfolgt wegen eines Streiks, den er nicht gewollt. Vieltägiges Verbergen in einem Versteck, dann auf Schmugglerpfaden Flucht nach Österreich. Die zweite Emigration! Der zweite Zusammenbruch des bescheidenen Heimes! In der Steiermark zuerst in Fürstenfeld, dann in Bruck an der Mur und zuletzt, freilich nur wenige Monate, in Graz Parteisekretär. Am 12. Februar 1934 die Fahrt nach Bruck zu den Arbeitern, denen er

versprochen hatte, er werde in der Stunde der Gefahr bei ihnen sein. Fahrt in den Tod...

Koloman Wallisch fuhr nicht als zuversichtlicher, siegesgewisser Revolutionsführer nach Bruck. Er ging in einen Kampf, den er selbst für wenig erfolgreich hielt. Aber er suchte die Brucker Arbeiter, wie er es versprochen, in der Stunde der Gefahr auf, um bei ihnen zu sein, wie er es für seine Pflicht hielt.

Auch Koloman Wallisch war „von der Parteien Gunst und Haß umgeben“. Aber sein Charakterbild wird in der Geschichte nicht schwanken! Denn eindeutig waren Liebe und Haß verteilt. Die Arbeiter liebten ihn, er war der bekannteste, volkstümlichste, den Arbeitern vertrauteste Führer des Proletariats in der Steiermark. Die Besitzenden haßten ihn. Nicht etwa, weil er ihnen etwas getan hätte! Er hat nie jemandem ein Leid zugefügt. Die Besitzenden haßten ihn, weil er der Organisator der Arbeiter und ihr geliebtester Vertrauensmann war. Das Bürgertum brauchte eine Verkörperung seines Hasses. Es haßte in Koloman Wallisch die aufsteigende, die freiheitssehnsüchtige, kulturhungrige, die die Vorherrschaft der Besitzenden bedrohende Arbeiterklasse. Weil es in Koloman Wallisch die Verkörperung des Sozialismus sah, verfolgte es ihn mit so glühendem Haß, mit einem über das Grab hinausreichenden Haß.

Die Liebe der Arbeiter hat diesen Haß tausendfach aufgewogen, die Liebe der Arbeiter der Steiermark und vor allem der Arbeiter von Bruck an der Mur. Auch diese Liebe reicht über das Grab hinaus. Diese Liebe ist seit Kolomans Tod gewachsen, sie hat Tausende und aber Tausende Herzen erobert. Zum Grabe des Soldaten der Revolution wandern die Gedanken von Millionen Arbeitern in aller Welt.

Den Arbeitern, für die er gekämpft hat und für die er gestorben ist, will ich vom Leben und Sterben des Arbeiterführers Koloman Wallisch erzählen. Wahrheitsgetreu will ich

das Leben dieses aufrechten, revolutionären Sozialisten schildern. Ich muß dabei auch sehr viel von meinen Erlebnissen berichten. Ich habe mit meinem geliebten Mann neunzehn Jahre in glücklichster Ehe gelebt. Aber ich war nicht nur seine Frau, ich war auch seine Genossin und seine Mitarbeiterin. Neunzehn Jahre Ehe mit Koloman Wallisch — das waren auch neunzehn Jahre Parteiarbeit, neunzehn Jahre Kampf für den Sozialismus. Meine Parteitätigkeit war auf das engste verbunden mit seiner Arbeit.

Wenn ich auch als Sozialistin Gegnerin jedes Personenkultes bin, da ich weiß, daß Zehntausende, deren Namen nie genannt werden, nicht minder Großes leisten, nicht minder schwere Opfer bringen als jene, die als Führer bekannt werden, so glaube ich doch sagen zu dürfen, daß Koloman Wallisch ein Denkmal verdient, ein Denkmal solcher Art, wie ich es ihm durch dieses Buch schaffen will. Denn in ihm waren die besten Eigenschaften der Arbeiterklasse Gestalt geworden: unerschütterliche sozialistische Überzeugung, Fleiß, Treue, Hingabe an die Idee und Opferbereitschaft. Wenn diese einfache Lebensgeschichte eines einfachen proletarischen Kämpfers mit dazu beiträgt, die sozialistische Idee in den Herzen und Hirnen Wankelmütiger zu festigen, wenn sie dem Sozialismus neue Bekenner und neue Streiter zuführt, dann wird mein Buch zu jenem Denkmal werden, das ich mir für Koloman Wallisch wünsche.

DIE HELDEN VON BRUCK AN DER MUR

Schüsse krachten. Und jetzt:

Tatatatatatak! Maschinengewehrfeuer!

Ich lief auf den Brucker Marktplatz. Von allen Seiten stürmten bekannte Frauen und Männer auf mich zu und bedrängten mich mit Fragen: Was ist denn los? Warum wird geschossen? Was ist geschehen? — Ich erkläre den Fragenden, daß Generalstreik sei, daß jetzt der Entscheidungskampf zwischen uns und dem Faschismus ausgebrochen wäre und daß zunächst die Brucker Gendarmerie entwaffnet werden solle.

Ich eilte weiter. Als ich zur Ecke der Wienerstraße kam, sah ich vor der Gendarmeriekaserne einen Schutzbündler liegen. Ich wußte nicht, ob er verwundet war oder tot...

Nachmittag war es jetzt. Der Nachmittag des zwölften Februar 1934. Am Morgen, gegen acht Uhr, war mein Mann wie an allen anderen Tagen in die Kanzlei gegangen, in das Landespartei sekretariat in Graz. Wohl hatte er vorher zu mir gesagt, diese Woche werde es sich entscheiden, ob wir widerstandslos in den Faschismus hineinschlittern oder ihn zurückzuschlagen versuchen werden, aber nichts hatte darauf hingedeutet, daß dieser Montag Tag der Entscheidung sein werde. Noch um zehn Uhr vormittags war ich bei meinem Mann in der Kanzlei gewesen und hatte gefragt, ob es etwas Neues gäbe. Koloman verneinte. Von den Linzer Ereignissen war damals noch nichts bekannt. Ich ging beruhigt heim und machte mich

an meine Hausarbeit. Ich weiß nicht mehr zu sagen, wie lange ich schon daheim war, weiß nicht mehr, wie spät es war, als Koloman kam. Ich erinnere mich nur noch an mein Erstaunen, an meine Beunruhigung, als ich, da ein Klingelzeichen mich gerufen hatte, die Türe öffnete und meinen Mann vor mir stehen sah und ihn sagen hörte:

„Also jetzt geht es los! Ich fahre zu meinen Bruckern. Fährst du auch mit?“

„Selbstverständlich! Glaubst du, daß ich mich verstecken werde? Ich habe, genau wie du, meine Aufgaben!“

Sichtlich erfreut rief mir nun Koloman zu:

„Dann aber schnell angezogen! Pack etwas Wäsche ein! Auf der Straße steht ein Taxi, wir müssen schnell sein, sonst kommen wir wegen des Generalstreiks nicht mehr rechtzeitig nach Bruck!“

Ich nahm meinen Mantel, griff nach einer kleinen Handtasche, gab meinem Bruder den Rest meines Wirtschaftsgeldes, auch Koloman gab ihm noch etwas Geld, kurzer, herzlicher Abschied — wenige Minuten später saßen wir im Auto, das uns nach Bruck bringen sollte.

In Gratkorn, wo eben die Papierfabriksarbeiter ihre Mittagspause angetreten hatten, verständigte Wallisch einige Genossen vom Ausbruch des Generalstreiks, weitere Anordnungen würden sie von Graz bekommen. Auch in Peggau, Deutschfeistritz, Frohnleiten und Pernegg machte er halt und gab den Vertrauensmännern, die er zu erreichen vermochte, Bescheid.

Um halb zwei Uhr kamen wir nach Bruck. Wir fuhren zum Parteisekretariat, der Chauffeur wurde entlohnt und dann trennte sich Kolomans Weg für ein Weilchen von meinem. Ich weiß nicht aus eigenem Miterleben über jede Stunde von Kolomans letztem Brucker Aufenthalt Bescheid, denn ich traf meinen Mann nur noch gelegentlich — wir hatten ja verschiedene Aufgaben.

Zunächst überquerte ich den Hauptplatz und wandte mich den städtischen Betrieben zu, wo, wie ich wußte, sich die Schutzbündler sammeln würden. Schon kamen sie gelaufen! Nie werde ich dieses Bild vergessen! In ihren Arbeitsblusen kamen die meisten, im Nu waren die Leute bewaffnet und bald marschierten sie, nur einige wenige die Köpfe durch Stahlhelme geschützt, in Reih und Glied aus gegen die Gendarmeriekaserne. Ich stand und schaute, aufgewühlt bis ins Innerste, nach den Tapferen, die so entschlossen in den Kampf gingen. Wir — ich war ja nicht allein, viele Genossinnen und Genossen hatten sich angesammelt — riefen den Treuen noch ein kräftiges „Glück auf!“ und ein trotziges „Freiheit!“ zu. Noch sehe ich, denke ich an diese Stunde, den tapferen, den mehr als tapferen, den tollkühnen Sepp Linhart an der Spitze der Schar marschieren, sehe ihn die geballte Faust erheben und höre seinen lauten Gruß „Freiheit!“. Als einer der ersten ist er gefallen...

Auf ihrem Wege stießen die Leute auf einen bewaffneten Heimwehrmann. Er wurde, während man ihm die Waffen entwand, durch einen Schuß verwundet. Schreiend rannte er auf der Straße dahin, ich lief hinzu, packte ihn und zerrte ihn mit in das Portierhäuschen der städtischen Betriebe, in dem der Schutzbund bereits eine Hilfsstelle eingerichtet hatte. Der verwundete Heimwehrmann wurde auf eine Tragbahre gebettet, ein Notverband wurde angelegt, dann wurde er mit dem Rettungswagen ins Spital geschafft.

Dieser Heimwehrlers, Stocker hieß er, erbrachte den Beweis, daß Menschen viel lumpiger zu sein vermögen, als man ihnen je zutraut. Bei seiner Einvernahme im Spital sagte Stocker unter Eid aus — ja, er rief bei seiner Lüge wirklich den Namen Gottes an, denn er war ja einer jener Heimwehrmänner, die sich „christlich“ nennen —, daß Wallisch ihn, als er verwundet auf der Tragbahre gelegen, beschimpft und mit

Fußritten bearbeitet habe. Koloman konnte das nicht getan haben, weil er gar nicht in der Nähe war, sondern Verbindung mit den Kapfenberger Genossen suchte. Koloman konnte es noch aus einem anderen Grunde nicht getan haben: er war Sozialist und als Sozialist ein menschlich fühlender Mann — nie hätte er einem Wehrlosen weh tun können! Aber man brauchte solche Aussagen wie die des Stocker, denn man brauchte Material gegen den verhaßten Arbeiterführer...

Stocker war verbunden, ich hatte längst die städtischen Werke verlassen und war in die Nähe des Kampfgebietes gelangt.

Von verschiedenen Seiten her kam der Hall der Schüsse.

Ich konnte hier nicht helfen, lief zurück in die Bismarckstraße in die städtischen Betriebe, wo ich die Genossin Fertner traf. Nach kurzer Besprechung waren wir uns über unsere Aufgaben einig geworden. Wir malten mit roter Farbe ein großes rotes Kreuz auf ein weißes Tischtuch und hingen dieses so, daß es weithin sichtbar sein mußte, an das Haus. Und bald wurden Verwundete gebracht. Die Rettungsmänner, die keineswegs Schutzbündler waren, erzählten, daß sie aus der Forstschule von den Heimwehren heftig beschossen worden seien, als sie versucht hatten, einige Verletzte zu bergen. Und genau so hatte sich die Gendarmerie verhalten. Denn, nicht wahr, jene, die vor der Gendarmeriekaserne und vor der Forstschule lagen, waren doch bloß „Rote“, die zu krepieren hatten, wenn es nach dem Willen der damaligen Staatschristen ging!

Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß die Hilfsstelle in guten Händen war und die Verwundeten gut betreut wurden, gingen wir zur nahegelegenen Konsumvereinsverkaufsstelle. Sie war umlagert von einer großen Menge von Käufern. Man ließ uns durch. Wir bestellten im Laden Brot, Fett, Tee, Zitronen und — weil der elektrische Strom ausgeschaltet war — Kerzen. Dann holten wir einen größeren Handwagen, riefen

zwei Schutzbündler als Helfer herbei, luden die inzwischen bereitgestellten Waren auf und transportierten sie nach der Waschküche. Die zwei großen Kessel wurden gereinigt, Feuer wurde gemacht, wir schleppten noch Holz herbei und nun kochten Genossinnen Tee und Kaffee. Fett wurde auf Brotschnitten gestrichen und diese Nahrung — Fettbrot und Tee oder Kaffee — trugen wir den Kämpfenden zu.

Der Tag war feucht, grau und unfreundlich. Gegen Abend fing es zu regnen an. Das Wetter war den braven Schutzbündlern ungünstig. Manche mußten stundenlang in Wasserlachen stehen, weil Verlassen ihrer Deckungen sicheren Tod bedeutet hätte. Und wie tapfer, wie entschlossen waren auch die Frauen! Nicht minder gefährlich als die Teilnahme am Kampf war das Zutragen von Brot und Getränken. Die Kugeln sausten über die Köpfe der Frauen, die sich als Essenträgerinnen in die Kampfzone wagten, drohend hinweg und wie ein Wunder erscheint es mir, daß keine getroffen wurde. Von einem Kampfplatz zum andern eilten wir, um die Schutzbündler zu laben. In der Nähe der Forstschule sahen wir einige Tote liegen und einige Schwerverwundete, die stöhnten und sich in Schmerzen wanden. Wir konnten den Armen keine Hilfe bringen, auch wir Frauen nicht, weil die Heimwehrler jeden, der als Helfer sich zu nähern versuchte, wütend beschossen...

Ununterbrochen, bald vereinzelt, bald in rascher Aufeinanderfolge, knatterten die Schüsse...

Meinen Mann sah ich nur hie und da auf einen Augenblick, weil er meist mit dem Motorrad unterwegs war, um in den umliegenden Ortschaften, in Kapfenberg, Pernegg, Oberdorf, Hafendorf, an die Arbeiter Weisungen zu erteilen. Nach Einbruch der Dunkelheit kamen von allen Seiten her Lastautos, die vollgestopft waren mit Schutzbündlern, die sich der Kampfleitung zur Verfügung stellten. Aber der Abend brachte auch eine böse Nachricht — aus Pernegg wurde uns mitgeteilt, daß von Graz her Militär im Anmarsch sei.

Mein Mann ließ mich zu sich rufen und bat mich, gemeinsam mit einigen Frauen zu versuchen, auszukundschaften, wo das Militär stehe und wie stark es sei.

„Siehst du“, meinte er dann, „was ich unterwegs gesagt habe, ist eingetroffen!“

Unterwegs, während der Fahrt nach Bruck, hatte ich ihn gefragt, was jetzt geschehen werde, wie er die Kampfaussichten einschätze. Da hatte er mir geantwortet:

„Ich bin überzeugt davon, daß es ein organisierter Selbstmord ist, jetzt, da die Regierung bereits so überaus stark mit Militär und Waffen und Munition ausgerüstet ist. Ich fürchte nicht für Obersteier, das hoffe ich in meine Hände zu bekommen. Ich weiß, daß die Arbeiter der Obersteiermark kämpfen werden. Aber ich weiß auch, daß nicht überall gekämpft werden wird und daß die Eisenbahner beim Generalstreik nicht mittun werden. Ich weiß auch, daß ich nach dem Zusammenbruch eines der Opfer sein werde. Mir ist schon lieber ein rasches Ende als dieses aufreibende Dasein. Die Arbeiter drängen täglich und stündlich zum Kampf, hauptsächlich aber jene, die als die ersten verschwunden sein werden, nun, da es dazu kommen wird. Wenn man den Leuten das Hoffnungslose dieses Kampfes klarmachen will, dann hört man, daß man als gutbezahlter „Bonze“ eben kein Interesse am Kampf habe. In der letzten Zeit war ich oft nahe daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, weil ich mich diesem Ansturm von zwei Seiten nicht mehr gewachsen fühle — auf der einen Seite sehe ich die unausbleibliche Niederlage in einem solchen Kampfe, auf der anderen Seite drängen die Ungeduldigen immer heftiger zum Kampf. Besonders in Graz gibt es eine Gruppe, die sich an revolutionären Kampfphrasen nicht genug tun kann; ich bin aber überzeugt davon, daß nur ein geringer Teil wirklich kämpfen wird...“

Vielleicht habe ich das eine oder andere Wort nicht ganz genau im Gedächtnis behalten. Das aber könnte ich beschwören,

daß mir diese Erklärung meines Mannes im ganzen doch klar und scharf in der Erinnerung geblieben ist, so deutlich, daß meine Wiedergabe nur in kleinen Unwesentlichkeiten von ihr abweichen kann. Denn als ich, neben ihm im Auto sitzend, diese Worte Kolomans vernahm, hörte ich daraus die Vorhersage seines Endes. Und wenn ich es auch nicht gezeigt habe, wie schwer mich diese Ankündigung traf, weil ich Koloman nicht entmutigen durfte, so fühlte ich doch lähmende Schwäche mich erfassen — und ich hörte meinen Mann weitersprechen, hörte ihn sehr deutlich, verstand ihn, behielt seine Worte und zugleich sagte eine Stimme in mir: „organisierter Selbstmord... eines der Opfer — organisierter Selbstmord — ich weiß, daß ich eines der Opfer sein werde“ — und ich zwang mich doch dazu, nicht zu zittern und bekam auch meine Stimme in die Gewalt, so daß ich nicht zitterte, wenn ich antwortete.

Wie recht hat Koloman gehabt! Manche von denen, die am stürmischsten, am lautesten nach dem Kampfe riefen, freilich im Bewußtsein, keine Verantwortung tragen zu müssen, weil ja an einer etwaigen Niederlage nur die Führer, die „Bonzen“ schuld seien — manche dieser ungeduldigen „Revolutionäre“ haben im Augenblicke des Kampfausbruches den besseren, bequemeren und sichereren Teil der Tapferkeit gewählt, indem sie sich rechtzeitig verkrochen oder auf andere Weise dafür sorgten, sich in Sicherheit zu bringen, und wäre es durch eine — Schutzhaft gewesen. Seltsam — aber nein, eher selbstverständlich! — einige dieser Helden spielen sich jetzt schon wieder als besonders „Radikale“ auf.

Koloman ging ohne alle Illusionen in den Kampf. Selbst von einem Sieg wagte er nicht viel zu erhoffen.

„Wenn wir heute siegen“, so sagte er, „so kommt doch bald der Zusammenbruch. Wir sind von faschistisch regierten Ländern umgeben. Entweder folgt unserer Machtübernahme sofort fremdmilitärische Besetzung des Landes oder wir werden ausgehungert. Auf keinen Fall können wir uns lange halten. Und

dann werden jene, die zum Gelingen des Kampfes nichts oder nur wenig beigetragen haben, es sein, die uns am lautesten anklagen und am heftigsten bekämpfen werden...“

Und doch hätte niemand Koloman von der Fahrt nach Bruck und von der Teilnahme am Kampfe abzuhalten vermocht. Der Kampf schien ihm aussichtslos — aber es war ein Kampf der Arbeiter, und der Führer mußte in so gefährlicher Stunde bei den Arbeitern sein.

Unheimlich war der Abend. In der ganzen Stadt kein Licht. Um so gespenstischer wirkte das Knattern der Schüsse. Geschossen wurde ununterbrochen. Das Wiener Radio aber hatte schon um fünf Uhr nachmittags verkündet, daß in Bruck vollständige Ruhe herrsche!

Die Genossinnen Haubenwallner und Gabler erklärten sich bereit, verkleidet auf Umwegen die Stadt zu verlassen und sich in die Nähe des inzwischen eingetroffenen Militärs zu wagen. Vorbei an der Forstschule, aus der heftig geschossen wurde, wanderten sie hinaus auf die von Graz kommende Straße. Dort machten sie sich unter irgend einem Vorwand an das Militär heran und nun wurde geschaut und geschaut, wanderten die Augen und zählten, und diese zählenden Augenpaare hatten viel zu tun, um alles rasch und doch möglichst genau aufzunehmen. Auf dem Rückweg in die Stadt wären diese Frauen beinahe von den eigenen Genossen erschossen oder zumindest verwundet worden, wenn sie nicht geistesgegenwärtig genug gewesen wären, sich beim Aufblitzen der ersten Schüsse sofort auf den Boden zu werfen und sich kriechend weiterzubewegen. Die Genossen hatten nichts davon gewußt, daß Frauen auf Kundschaft ausgegangen waren und hatten die sich nähernden Gestalten für angreifendes Militär gehalten.

Als die Kundschafterinnen berichteten, daß Militär mit Maschinengewehren und Kanonen und Haubitzen angerückt und bereit sei, die Stadt zu beschießen, da wurde Koloman traurig, und als später, es mochte gegen elf Uhr sein, die

Nachricht kam, daß Wiener-Neustadt völlig ruhig sei, so daß von dort aus Militär nach Steiermark und besonders nach Bruck abgeschoben werden konnte, da erkannten wir, daß Bruck kaum noch zu halten war, da wir nun von zwei Seiten her angegriffen werden konnten. Wenn aber auch noch durch das Murtal Soldaten anmarschiert kämen, wären wir unrettbar in einer Mausefalle. Koloman war davon überzeugt, daß bei Anbruch des Tages die ersten Grüße der Haubitzen der „christlichen“ Verfassungsbrecher in die Stadt fliegen würden. Er wußte, daß die Dollfuß-Schergen sich nicht darum kümmern würden, daß dadurch Frauen und Kinder, überhaupt unbeteiligte Menschen, gefährdet werden könnten. Es ist ja auch, als wir die Stadt schon verlassen hatten, auf Häuser geschossen worden. Ja, es wurde sogar Artillerie eingesetzt...

Der „Kriegsrat“, den Koloman aus den Reihen führender Funktionäre zusammenberief, beschloß, um noch schlimmeres Blutvergießen und um vor allem die Gefährdung der Frauen und Kinder zu vermeiden, die Stadt zu räumen. Dabei war aber noch nicht an das Abbrechen des Kampfes gedacht worden, sondern man hatte, soviel mir bekannt ist, ursprünglich ungefähr folgenden Plan: Die Schutzbündler wollten im Schutze der Dunkelheit sich sammeln, nach dem nahen Leoben marschieren, gemeinsam mit den dortigen Schutzbündlern Leoben und Donawitz besetzen und wenn möglich nach Graz weiterziehen, um den dortigen Arbeitern zu helfen. — Aber als man auf der Bahn Zug um Zug fahren sah, als man durch das Radio die Mitteilung hörte, daß nirgends mehr gekämpft werde, wurde man unsicher, wußte man schließlich gar nicht mehr Bescheid über die Kampfplage. Der Verbindungsdienst funktionierte nur sehr mangelhaft. Das ist nicht zuletzt auf die Beeinträchtigung der Straßenbenützung durch Vereisungen und Schneeverwehungen zurückzuführen. Unsere tapferen Brucker Schutzbündler hielten die ganze Nacht hindurch stand. Allstündlich brachten wir ihnen etwas Warmes, Tee oder Kaffee. Unsere

Leute steckten ja meist nur in dünnen Arbeitsblusen, nur wenige waren besser gegen den Nachtfrost geschützt. Die Stimmung war im allgemeinen gut, überall fragte man uns, was es Neues gebe und wie es in Wien aussehe. Aber wir wußten nichts zu berichten. Wir hatten keine anderen Nachrichten als die amtlichen Lügen des Radios, die wir nicht glaubten, die wir als solche schon daran erkannt hatten, weil behauptet worden war, in Bruck sei alles ruhig. Wir wußten nur ganz wenig aus unseren nächsten Nachbarorten. In Kapfenberg wurde die Gendarmerie von den kämpfenden Arbeitern in Schach gehalten. In Graz gab es nur in der Hackhergasse einen blutigen Zusammenstoß, dagegen fochten die Arbeiter im Grazer Vorort Eggenberg einen sehr schweren Kampf aus. Die Eisenbahner aber, auf deren Mitwirkung wir so bestimmt gerechnet hatten, die Eisenbahner führten seelenruhig Militär von Straß an der südslawischen Grenze nach Graz, damit es dort recht bald gegen die Arbeiter eingesetzt werden konnte. Die Strecke von Graz nach Bruck versagte fast vollständig. Jetzt erlebten wir es, wie sehr die lange Krisennot die Arbeiter zermürbt, wie sie die Arbeiter seelisch kampfunfähig gemacht hatte. Auch die Arbeitslosen, die wirklich nichts zu verlieren hatten, griffen nicht in den Kampf ein. Nur die Genossen von Pernegg erwiesen sich als treu, tüchtig, entschlossen und umsichtig. Sie sperrten die Straßen mit gefälltten Bäumen, Telegraphendrähten und ähnlichen Hindernissen und hemmten dadurch wenigstens für einige Zeit den Vormarsch des Militärs. Hätten die Arbeiter der Orte Judendorf, Gratkorn, Peggau, Frohnleiten und Mixnitz die Straßen unfahrbar gemacht, so wäre eine tagelange Aufräumarbeit erforderlich gewesen...

Freilich, auch wenn alle jene Arbeiter, auf die wir gerechnet hatten, mitgetan hätten, auch wenn die Eisenbahner gestreikt hätten — gesiegt hätten wir wahrscheinlich auch nicht. Aber wir hätten die Exekutive zu Verhandlungen zwingen und Friedensbedingungen stellen können, es wäre nicht zu den

Justifizierungen gekommen und unzählige brave Arbeiter wären vor dem Kerker bewahrt geblieben.

Vielleicht haben wir dem österreichischen Faschismus zu lange Zeit zu seiner Aufrüstung gelassen. Wir waren auch zu gutgläubig, zu vertrauensvoll dem Bürgertum gegenüber. Das aber werde ich nie zugeben, daß am Scheitern unseres großen Abwehrversuches allein die Führer schuld seien. Abgesehen davon, daß nicht bloß mein Mann bis zum letzten Augenblick gekämpft hat, daß dies auch andere Führer taten, hängt wohl das Ergebnis eines solchen Kampfes keineswegs vom einzelnen Führer, sondern vom revolutionären Kampfgeist der Arbeiter ab. Wenn sich siebzig Prozent der Arbeiter passiv verhalten, ist der Sieg der dreißig Prozent Aktiver wohl mehr als zweifelhaft. Da können auch hundert Prozent der Führer keine Wunder wirken. Dabei will ich durchaus keinen Führer in Schutz nehmen, der das zu tun unterließ, was in dieser Situation seine Pflicht war: sich an die Spitze zu stellen. Aber nicht scharf genug kann ich jene wahnsinnige Meinung zurückweisen, der Führer müsse sich nach der Niederlage unbedingt mindestens aufhängen lassen, um den siebzig Prozent Passiven Genüge zu tun, diesen so vorsichtig sich Zurückhaltenden, denen nach dem Kampfe bestenfalls jene tapfer genug waren, die tot sind. Oft sind mir die Tränen in die Augen gestiegen, später, als ich im Sanatorium war und die Gespräche der Besucher mir offenbarten, daß nun, anstatt festen und innigen Zusammenstehens gegen den gemeinsamen Feind, den Faschismus, ein allgemeines Kritisieren an den Ereignissen und auch an den armen Opfern gang und gäbe war. Die eifrigsten Kritiker waren jene, die selber am wenigsten dazu beigetragen hatten, den Gang der Ereignisse in eine andere Richtung zu drängen. Ich lernte bald, sie mir vom Leibe zu halten, indem ich sie fragte, was denn eigentlich sie getan hätten in den Kampf Tagen, da sie jetzt frei herumgehen konnten. Denn wer sich auch nur der geringsten „Mitschuld“ verdächtig gemacht hatte, war eingekerkert...

Koloman mußte seine Getreuen sammeln und sie aus der von Kanonen und Haubitzen bedrohten Stadt führen. Am Morgen des dreizehnten Februar, es mochte gegen halb fünf Uhr früh sein, ließ mich mein Mann zu sich rufen. In ganz verzweifeltem Tone sagte er:

„Schau, es geht schief, wir müssen uns in die Berge zurückziehen. Von allen Seiten her ist Militär im Anzug. Wenn sich die Wiener nicht halten, sind wir verloren. Wir gehen über die Hochalm nach Frohnleiten. Leider haben wir auch nicht genug Munition, um lange aushalten zu können. Was wirst du machen? Am besten, du schickst die Frauen nach Hause und versteckst dich irgendwo bei einem Parteigenossen, damit dir nichts geschieht. Den Marsch über das tief verschneite Gebirge würdest du nicht aushalten.“ — Ich antwortete: „Nein, ich will mich nicht verstecken, ich bleibe bei euch; vielleicht kann ich euch auch helfen. Ich bin stark, ich werde es aushalten, und ich will es aushalten.“

Koloman war sichtlich erfreut darüber, daß ich nicht verzagt war. Er wandte sich wieder den Schutzbündlern zu und setzte seine Besprechung fort, während ich mich von einigen gut bekannten Genossinnen verabschiedete. Zufällig traf ich die Genossin Fertner, die, als sie hörte, daß ich mit den Schutzbündlern ziehen wollte, sofort erklärte, auch mitzugehen. Wir machten uns auf den Weg.

Zuerst versuchten wir, an der Forstschule vorbei aus der Stadt zu gelangen, mußten aber, weil dort noch immer geschossen wurde, diesen Versuch aufgeben. Wir gingen also zurück in die städtischen Betriebe, rückwärts über den Lagerplatz, dann über entsetzlich vereiste Straßen, einen großen Umweg machend, dem Wehr zu. Wohl ein dutzendmal stürzten wir, weil die Gummisohlen unserer Schneeschuhe es unmöglich machten, auf dem Glatteis Halt zu finden. Über Gartenbeete und Düngerhaufen krochen wir, mühsam genug stapften wir weiter, bis wir endlich auf die zum Elektrizitätswerk füh-

rende Straße gelangten und an die Mur, die wir entlangschritten bis zum Wehr, das sich schon außerhalb Bruck, in Unteraich, befindet. Dort stießen wir auf einen großen Trupp Schutzbündler, die eben dabei waren, die Mur zu übersetzen; sie wollten auf der am anderen Ufer nach Leoben führenden Straße weitermarschieren. Genossin Fertner und ich nahmen einem ziemlich schwächlichen und kranken Sanitätsmann des Schutzbundes die Stangen der Tragbahren ab, um ihm das Marschieren zu erleichtern. Die anderen Männer waren mit Maschinengewehrbestandteilen, Munition, zumindest aber mit Gewehren bepackt. Als alle Schutzbündler jenseits der Mur versammelt waren, hielt Koloman an sie eine Ansprache. Was er sagte, weiß ich nicht, weil ich herüber geblieben war. Ich wollte mit der Genossin Fertner und dem Genossen Haubenthalner, der kurz vorher an einer Venenentzündung gelitten hatte und größeren Marschstrapazen nicht gewachsen war, einen anderen, kürzeren Weg nach dem Hochanger einschlagen und mich in der sogenannten Linhart-Hütte aufhalten. Ich bat einen Schutzbündler, meinem Manne diese Botschaft zu übermitteln. Dann traten wir unsere Wanderung an.

Da es bereits zu tagen anfang, überschritten wir rasch das Bahngleise und beeilten uns, in den Wald zu kommen. Bergaufwärts quer durch den winterlichen Wald! Eine ungemein mühsame Wanderung war das. Wir sanken zunächst bei jedem Schritte ein, fanden aber dann doch einen einigermaßen gangbaren Pfad, den wir nun aufwärtsstiegen, über den sogenannten Heuberg und die Fleischhackeralm auf den Hochanger. Wir kamen nur ganz langsam vorwärts, weil unser Genosse Haubenthalner oft, von Schmerzen geplagt, nicht weiter konnte. „Geht weiter“, stöhnte er ein paarmal, „und laßt mich da im Schnee liegen!“ Manchmal schien das auch uns das zugleich Einfachste und Klügste, sich in den Schnee zu legen — aber wir rafften uns doch auf und schleppten auch den Genossen Haubenthalner weiter. Endlich, es mochte zehn Uhr vormittags sein,

kamen wir zu einem Bauernwirthshaus, wo wir etwas Warmes verlangten. Man brachte uns Kaffee. Nach kurzer Rast wanderten wir weiter. Noch einmal konnten wir uns ein wenig stärken, als wir gegen ein Uhr mittags zur Schutzhütte auf dem Hochanger kamen. Wir bekamen dort etwas Milch, Brot und Wurst. Dann stiegen wir auf der anderen Seite des Hochanger abwärts gegen die Linhart-Hütte. Plötzlich ein Surren — unsere Köpfe hoben sich — wir sahen über unseren Häuptionen ein Flugzeug kreisen. Im Nu waren wir unter dem vorstehenden Dach einer Heuhütte verschwunden. Wir wußten sofort, daß die ziemlich niedrig fliegende Maschine ein Kundschafterflugzeug war, das den Trupp Aufständischer ausfindig machen sollte...

Die Linhart-Hütte, sommers eine Sennhütte, für den Winter von einigen Genossen als Unterkunft für Skiausflüge gepachtet, war versperrt. Mit irgend einem Stallwerkzeug, das wir fanden, öffneten wir das Schloß, drangen ein, heizten und stellten — Geschirr gab es genug — Schnee zum Schmelzen auf den kleinen Ofen. Das wichtigste aber waren mit alten Matratzen versehene Pritschen, die zwölf Personen Ruhegelegenheit boten. Wir hatten kaum eingeheizt und unsere durchnäßten Schuhe und Strümpfe zum Trocknen aufgehängt, als ein paar jüngere Genossen kamen, Schutzbündler, die berichteten, daß die Kolonne auf dem Marsch nach Frohnleiten sei. Wir verlangten von ihnen, sich den kämpfenden Genossen anzuschließen und schickten sie weg. Abends kamen wieder ein paar Genossen, und als wir diese wenig freundlich empfingen, denn man durfte doch nicht den Kampf mitbeschießen und dann desertieren, zeigten sie uns ihre Schuhe. Was für Schuhe! Klägliche Reste von Schuhen. Nicht nur weiches, durchnäßtes Leder! Schuhe ohne Sohlen! Unsere Kämpfer waren ja arme Arbeiter und noch ärmere Arbeitslose! Auf bloßen Füßen hätten die armen Kerle die Schneewanderung wagen müssen und da wären sie wohl nicht allzu weit gekom-

men. Wir bemühten uns nun, in den umliegenden Bauernhäusern Brot und Milch zu bekommen. Ich hatte noch etwas Geld bei mir, dafür wollte ich Lebensmittel kaufen. Aber niemand gab etwas. Nun sind die dortigen Gebirgsbauern arme Menschen, sehr arme sogar, und ganz gewiß hatten einige selber nichts. Die anderen aber fürchteten, sich zu schaden, wenn sie uns Nahrungsmittel abgaben. Wir mußten also hungernd warten, Warten! Wie schwer fiel es mir! Aber es gab doch keine andere Möglichkeit. Ich mußte auf Nachricht von meinem Manne warten.

Die von Wallisch geführten Schutzbündler marschierten unterdessen ein Tal, den sogenannten Utschgraben, entlang. Ein Marsch, der im Sommer, bei gutem Wanderwetter, drei Stunden in Anspruch nimmt. Einmal wurde bei einem Gasthause, wo Koloman für die Schutzbündler Lebensmittel kaufte, kurze Rast gemacht. Nur ganz kurze Rast. Längeres Verweilen konnte gefährlich werden. Die Fortsetzung des Marsches aber wurde qualvoller mit jedem Schritt. Eineinhalb bis zwei Meter hoher Schnee hemmte das Vordringen, außerdem aber hatten die Männer gegen widrigen eisigen Wind anzukämpfen. Einen Pfad auf die Hochalm mußten sie sich erst selber treten. Ihr Wille führte sie doch hinauf.

Zwischen zehn und elf Uhr kamen sie oben an. Koloman machte nun die Genossen auf den ungeheuren Ernst der Lage aufmerksam und forderte alle, die sich den zu erwartenden schweren körperlichen und seelischen Anstrengungen nicht gewachsen fühlten, zur Umkehr auf. Noch sei es Zeit, noch gäbe es dazu eine Möglichkeit. Nur ganz wenige folgten der Aufforderung zur Umkehr. Ihnen ist kein Vorwurf zu machen. So groß waren die Strapazen, die ungenügend ernährte und mangelhaft bekleidete Menschen zu ertragen hatten, daß jene, die wußten, daß sie am Wege liegen bleiben würden, besser taten, den Weitermarsch nicht erst zu wagen. Die anderen aber schwuren mit hochgerekten Fäusten der Partei Treue und

gelobten, unter Wallisch' Leitung den Kampf fortzusetzen. Koloman dankte, der Marsch gegen Frohnleiten wurde wieder aufgenommen.

Nun galt es, sich auf der anderen Seite der Hochalm hinabzuarbeiten. Der Weg führte durch eine jener sich allmählich zu Tälern vertiefenden und verbreiternden Mulden, die in den Alpen Graben genannt werden, durch den Laufnitzgraben. Im Sommer braucht man bei schönem Wetter vier bis fünf Stunden, um den Laufnitzgraben seiner ganzen Ausdehnung nach zu durchwandern. Die Schutzbündler erreichten den Ausgang des Grabens nahe bei Frohnleiten am späten Abend des Dienstag. Sie waren erschöpft und hungrig. Erschöpft und hungrig: das sind allzu schwache Worte, um ihren Zustand zu kennzeichnen. Die meisten hatten keinen Überrock, ihre Kleider waren dünn und waren längst zerrissen, ihre Schuhe hingen in Fetzen von den Füßen. Die letzte Wegstrecke waren sie nur noch mühsam dahingetaumelt. Bis zu einem Schulhause hatte sich der müde Zug geschleppt. Dort wollten sie übernachten. Einige der Erschöpften ließen sich einfach, ohne das Ergebnis der Verhandlungen mit dem Schullehrer abzuwarten, vor dem Schulhause in den Schnee sinken und schliefen ein. Der Lehrer war ein menschlich fühlender Mann; er schleppte Bänke und Stühle herbei, um den Armen bequemere Rast zu ermöglichen. Koloman fragte ihn, wie weit es noch nach Frohnleiten sei. „Drei bis vier Gehstunden bei den schlechten Wegverhältnissen!“ — Wallisch gab das Zeichen zum Aufbruch, die Truppe schleppte sich, damals immer noch dreihundertsechzig Mann stark, langsam ein Stück weiter. Zwei Genossen wurden als Späher vorausgeschickt nach Frohnleiten; sie sollten auskundschaften, wie es dort aussah. Als sie zurückkamen, berichteten sie, der Ort sei von Militär und Heimwehr besetzt. Diese Nachricht war falsch, in Frohnleiten war bloß der Gendarmerieposten ein wenig verstärkt worden, Militär und Heimwehr gab es zu jener Stunde nicht in der Stadt. Von vielen wird be-

zweifelt, daß die beiden Kundschafter überhaupt in der Stadt waren. Vielleicht hatten diese zermürbten Menschen gar nicht die Kraft, den beschwerlichen Weg zurückzulegen, vielleicht auch fehlte ihnen der Mut, sich in den Ort zu wagen. Das aber wollten sie den Genossen nicht eingestehen. Ihr Bericht wirkte auf die nachrückende Schar niederschmetternd. Viele der abgehetzten Schutzbündler warfen in ihrer Verzweiflung die Waffen weg. Ein Teil wollte trotz alledem nach Frohnleiten marschieren, ein anderer wollte zurück in die Berge. Vielleicht wäre es damals, hätten die beiden Kundschafter einen wahrheitsgetreuen Bericht gebracht, möglich gewesen, nach Frohnleiten zu gelangen und von dort aus, nach Überquerung der Mur, auf weniger gefährlichen Wegen nach Jugoslawien zu fliehen.

Wie sollte Koloman die nun der völligen Verzweiflung nahen Genossen beruhigen? Wieder forderte er sie auf, nach Gutdünken zu handeln, wieder legte er ihnen nahe, nach Hause zu gehen. Daraufhin legte ein Teil der Leute die Waffen nieder, viele gingen, nun waffenlos, nach Frohnleiten. Die anderen aber wandten sich wieder den Bergen zu, schleppten sich zurück in der Richtung nach dem Hochanger. Im Heuschuppen eines Bauernhauses fand ein Teil der Gruppe eine Unterkunft, die anderen verkrochen sich in den meist verlassenem Sennhütten in der Umgebung.

Eine ganz besondere Tat einiger braver Schutzbündler muß hier erzählt werden. Die Leute, die den Kampf aufgegeben hatten und nach Frohnleiten gewandert waren, hatten ihre Gewehre, ja, auch ein Maschinengewehr, weggeworfen. Einige Männer, die mit Koloman wieder in die Berge gingen, und zwar die Genossen Bleiweiß, Kaufmann und die Brüder Otto und Erwin Linhart, schleppten die weggeworfenen Waffen nach. Stundenlang! Mit Anspannung ihrer letzten Kräfte! Ausgehungerte, schneedurchnäßte, frierende, zum Umfallen müde Menschen waren das. Herrlicher Heroismus!

Noch am Abend wurden in aller Eile achtzig Gendarmen nach Frohnleiten gebracht. In der Nacht besetzten sie den Ausgang des Laufnitzgrabens und in den ersten Morgenstunden rückten sie gegen die Gebirgskette Hochanger—Hochalm vor. Als die Vorposten der Gendarmerie zu dem Bauernhause vorstießen, kam es zu einem Gefecht zwischen den Aufständischen und der Gendarmerie, in dessen Verlauf sich ein Teil der Schutzbündler zurückziehen konnte, während die anderen gefangengenommen und sofort unter schwerer Bedeckung nach Frohnleiten und von dort nach Graz transportiert wurden. Sie wurden in das Landesgericht eingeliefert und unverweilt wurden einige der Gefangenen vor das Standgericht gestellt, das sie zu schweren Kerkerstrafen verurteilte. Genosse Franz Hauk wurde zu zehn Jahren, der schwer an Asthma leidende Genosse Baek, ein Sanitätsmann, zu fünf Jahren, einige andere wurden gleichfalls zu mehrjährigen Kerkerstrafen verurteilt.

Das letzte Häuflein der Getreuen vermochte sich an einem gesicherten Orte zu sammeln. Nun legte ihnen Koloman wieder nahe, zurückzugehen. Alle waren ja bereits bis aufs äußerste erschöpft. Koloman dankte ihnen für die beispiellosen Opfer, die sie bisher gebracht, sagte ihnen, daß keiner der Feigheit oder der Untreue geziehen werden könne, der jetzt den Kampf aufgabe. Man müsse sich darüber klar sein, daß es jetzt kaum noch eine andere Möglichkeit gebe als den Tod. Einige, die nicht mehr weiter konnten, die dem Zusammenbruch nahe waren, nahmen nun schweren Herzens von Wallisch Abschied, die meisten aber — es waren freilich nur noch ungefähr zwanzig Männer — gelobten, auszuharren bis zum Tode.

Wallisch teilte nun seine kleine Schar in eine Schwarmlinie ein und gab den Befehl, vorsichtig vorzurücken und sich zum Angriff bereitzuhalten. Unvermutet kam ein Bauer des Weges, ein unscheinbarer, bieder aussehender Mann. Er behauptete, sich den Weg zur Hochalm ansehen zu wollen, ob von dort in den nächsten Tagen ein Heutransport möglich sei. —

Nicht lange nach dem Weggange des Bauern sahen die Schutzbündler auf der Schneide des dem Hochanger gegenüberliegenden Berges eine Gruppe von fünfzig bis sechzig Menschen. Wer sie waren, konnte man zunächst der Entfernung wegen nicht feststellen. Es war immerhin möglich, daß man eine andere versprenkte Schutzbundabteilung vor sich hatte. Freilich dauerte die Ungewißheit nicht allzu lange. Beim Näherücken erkannte man in der anderen Gruppe Soldaten. Die vorgeschobenen Posten der Aufständischen wurden vom Militär überrascht und mit vorgehaltenen Gewehren gezwungen, den Soldaten voranzugehen. Als das Militär näher und näher kam, gab Wallisch einen Schuß ab und damit das Signal zum Angriff. Die Soldaten zwangen jetzt mit Todesdrohungen die Gefangenen, den Schutzbündlern zuzurufen: „Nicht schießen! Nicht schießen! Hier sind lauter Genossen!“ Natürlich ließen sich die Aufständischen durch diesen Trick nicht täuschen. Sie setzten den Kampf fort, und so heftig war ihr Feuer, daß das Militär, obwohl an Zahl weit überlegen und auch mit einem Maschinengewehr ausgerüstet, sich zurückziehen mußte. Bis zu einer Wiese, die dem Walde vorgelagert war, gingen die Schutzbündler vor und beschossen den heftig feuernd sich zurückziehenden Feind, der in diesem Gefecht, wie mir von Augenzeugen berichtet wurde, sechs Tote hatte.

Als der Kampf beendet war, zogen sich wieder einige Schutzbündler zurück. Sie hatten ihre Munition verschossen. Auch die anderen hatten nur noch ganz wenig Munition. Die zwölf letzten berieten nun, was zu tun sei. Der Kampf war aussichtslos geworden. Die Freunde machten nun Koloman den Vorschlag, zu versuchen, ihn über die tiefverschneiten Gebirgszüge an die jugoslawische Grenze zu bringen. Koloman lehnte ab. „Glaubt ihr, ich bin ein Schuft, daß ich euch jetzt allein lasse, daß ich allein mich rette? Ehe ich euch nicht allein in Sicherheit weiß, gehe ich nicht, denn wenn man mich fängt, werde ich wohl aufgehängt, aber dafür bleibt euer Leben ge-

schont. Fangen sie aber euch und mich nicht, dann müßt ihr daran glauben!“ — Da schwuren die Zwölf einander Treue, schlossen miteinander Blutsbrüderschaft und erneuerten ihren Treueschwur zur Partei. Dann vereinbarten sie, den Versuch zu machen, über den 1195 Meter hohen Eisenpaß zurückzugehen...

Zuletzt mußten sie sich dazu entschließen, den Trupp in kleine Gruppen aufzulösen, von denen jede sich für sich allein zu retten versuchen sollte.

Der Kampf war aus.

GEHETZTES FREIWILD

Wir — Genossin Fertner und ich — waren von unserer Hütte aus am Nachmittag des Mittwoch Augenzeugen eines Kampfes zwischen Militär und Schutzbündlern. Wir sahen weit drüben auf ferner Höhe winzig erscheinende Menschen bergauf, bergab rennen, sahen Rauchwölkchen, hörten den Knall von Schüssen. Freilich, wer die Soldaten, wer die Schutzbündler waren, konnten wir nicht erkennen. Ich vermutete meinen Mann bei den Kämpfenden und war in höchster Erregung, da ich ja nicht helfen konnte.

Schon am Vormittag waren einige Genossen gekommen, denen wir zuredeten, nach Hause zu gehen und sich freiwillig zu stellen. Ein Bauer, der bei uns gewesen war, hatte erzählt, daß die Regierung einen Generalpardon verkündet habe für alle Aufständischen, die freiwillig die Waffen abliefern. Die Genossen befolgten unseren Rat. Denn an die Wahrheit des öffentlich ausgesprochenen Wortes einer sich christlich nennenden Regierung glaubten sie und glaubten wir. Sie und wir haben später freilich erleben müssen, daß den Faschisten, auch wenn sie sich Christen nennen, nichts, gar nichts geglaubt werden darf...

Am Abend des Mittwoch kam wieder ein Trupp von sechs bis acht Mann in die Hütte. Das Herz krampfte sich uns zusammen, als wir diese mutigen, wetterfesten und unbeugsamen Kämpfer kommen sahen mit den ausgeschossenen Gewehren,

und sie, ganz gebrochen, weinend ausriefen: „Alles, alles verloren, keine Munition mehr, wir sind umzingelt, es gibt keinen Ausweg mehr.“ Als ich ganz erschrocken nach meinem Mann fragte, antwortete ein Genosse: „Liebe Genossin Wallisch, du mußt dich wohl darauf vorbereiten, daß du deinen lieben Mann nicht mehr oder nur mehr als Toten finden wirst, denn er läßt sich nicht fangen, er will sich eher erschießen, und vielleicht hat er sich schon erschossen!“ — Ich war ganz verzweifelt und wollte sofort auf und davon gehen, meinen armen Mann zu suchen. Es wäre nutzloses Beginnen gewesen, da niemand genau wußte, in welche Richtung er sich zurückgezogen hatte.

Als uns die Schutzbündler erzählten, daß die Leute schon vor Hunger zusammenbrachen, schickten wir zwei Genossen, die Ski bei sich hatten, auf die Hochalm. Wir hatten in einem versteckten Teil der Hütte eine Grube mit Kartoffeln gefunden, die der Besitzer wahrscheinlich als Saatgut dort verwahrt hatte. Wir füllten zwei Rucksäcke mit Kartoffeln, und die beiden Schutzbündler stiegen damit auf die Hochalm, um die armen Kämpfer wenigstens vor dem ärgsten Hunger zu retten. Um zwei Uhr nachmittags gingen sie weg und um elf Uhr nachts kamen sie todmüde mit den schweren Rucksäcken zurück; sie hatten niemanden gefunden.

Die ganze Nacht von Mittwoch auf Donnerstag kamen und gingen versprengte Aufständische. Am Donnerstag trafen wieder einige ein, die ich abermals nach meinem Mann fragte. Auch sie sagten, daß sie für Koloman das Schlimmste befürchten, weil er physisch so erschöpft sei, daß er nicht mehr weiter könne. Auch seelisch sei er ganz gebrochen, weil er um das Leben der Schutzbündler bange. Einmal hatte er den Einfall, sich zu stellen, um die anderen zu retten, aber davon hielten ihn die Freunde ab. Wenn nicht diese schrecklichen Schneeverwehungen, die Gebirgswege einigermaßen passierbar und die Leute etwas besser mit Schuhen und Kleidern ausgerüstet gewesen wären, hätte man Koloman niemals erwischt,

weil er sehr leicht in das Koralmengebiet, von dort nach Kärnten und von Kärnten aus nach Jugoslawien gekommen wäre.

Genossin Fertner besprach nun mit mir, was zu tun sei. Auch ihr Mann war verschollen, auch um ihn, der überdies kränklich und schwach war, bangte sie. Wir versuchten einige Male, uns einen Weg zu erzwingen, um unsere Männer zu suchen, doch wir kamen nicht weit, weil wir bis zu den Hüften im Schnee versanken, so daß wir nach einigen Schritten den Kampf mit den Schneemassen aufgeben und wieder den Schutz der Hütte aufsuchen mußten.

Donnerstag morgens kamen wieder einige Genossen angetaumelt, die erzählten, daß sie die ganze Nacht in der Nähe der Hütte auf einem Platz gestanden seien, weil sie sich nicht zur Hütte getrauten, da sie nicht zu glauben vermochten, daß sie noch nicht vom Militär besetzt sei. Erst als sie uns in der Frühe aus- und eingehen sahen, wagten sich die Armen zur Hütte. Die durchnäßten Schuhe und Socken waren ihnen buchstäblich an die Haut angefroren! Einige andere erzählten, daß sie gerade noch Zeit gehabt hatten, rasch auf einen Baum zu klettern, als die Dollfuß-Schergen ihnen knapp auf den Fersen waren und daß sie von ihrer luftigen Höhe aus sahen, wie die Soldaten überall nach dem Freiwild „Sozialist“ suchten. Stundenlang mußten sie dort oben ausharren, mühsam sich anklammernd, in steter Furcht, hinunterzustürzen, weil die Finger vor Kälte schon ganz erstarrt waren. — Ich fragte jeden Neankommenden nach Koloman. Keiner wußte Bescheid. Ich weinte bitterlich, ich sah im Geiste meinen armen Mann schon irgendwo halb oder ganz erfroren liegen, auch als Schwerverwundeten sah ich ihn im Schnee liegen, und ich machte mir die furchtbarsten Vorstellungen von seinen Leiden. Kein Mensch ahnt, wie man in solchen Augenblicken von der zermürbenden Ungewißheit gemartert wird.

Endlich, spät am Abend des Donnerstag, kamen einige Genossen, die mir den Bescheid von meinem Mann brachten, daß

er in einer Scheune im Heu vergraben sei und daß ich zu ihm kommen solle. Nun war ich wieder beruhigter. Noch in derselben Nacht machte ich mich in den ersten Morgenstunden mit drei Genossen (Kaufmann, Bleiweiß und Erwin Linhart), denen diese Gegend von ihren Sommerwanderungen und auch als Skigebiet sehr gut bekannt war, auf den Weg.

Als wir aus der warmen Hütte traten, stürmte uns ein eisigkalter Wind entgegen. Stockfinster war es. So gerne ich den Wald sonst habe, so unheimlich kam er mir in dieser Nacht vor. Die Gipfel der Bäume ächzten und bogen sich unter der Schneelast, oft bekamen wir einen schweren Wurf ins Gesicht. Wir mußten zunächst bergab und dann wieder hinauf auf den Eisenpaß. Durch die zerrissenen Schneeschuhe drang von unten der Schnee auf meine dünnen Halbschuhe und auch oberhalb der Schuhe glitt der Schnee hinein; bald waren meine Strümpfe naß, aber auch von Blut, da ich infolge der Aufregungen und Strapazen unwohl wurde und natürlich keine hygienische Wäsche mit hatte. Als wir schon einige Male vom ungefähren Weg abgekommen, auch schon mehrmals einen Abhang hinuntergerollt waren, so daß wir uns kaum aus dem tiefen Schnee herauszuarbeiten vermocht hatten, gelangten wir endlich über einen steilen Abhang mehr fallend als gehend in den Utschgraben. Dort regnete es buchstäblich Eisnadeln, wie das im Hochgebirge sehr oft vorkommt. Der Wind raubte einem im wahren Sinne des Wortes den Atem. Ich meinte einige Male, von den Eisnadeln im Gesicht verletzt zu sein. Das Gesicht fühlte sich an, als wäre die Haut aufgerissen und blutend. Ohne ein Wort über meine Schmerzen zu sagen, ging ich mit, verbiß alles Ungemach und bemühte mich, nicht hinter den sich zäh durch Schnee und Wind durchkämpfenden Genossen zurückzubleiben. Der Utschgraben endet in einer Mulde, zu der von allen Seiten her der Wind Zugang hat. Kein Wunder, daß wir manchmal auf Schneeverwehungen stießen, die so hoch waren, daß wir schon daran zweifelten, noch weiter zu können

und umkehren zu müssen glaubten. Als wir nun zu einer in dieser schrecklichen Einsamkeit stehenden Heuhütte kamen, begegneten wir einem uns entgegenkommenden Genossen, der sich mühsam durch die Schneemassen durchkämpfte und mich holen wollte. Der arme Genosse war ohne Überrock; es war zum Weinen, als wir den völlig Erschöpften trafen, der uns sagte, daß mein Mann beim nächsten Bauernhause versteckt sei. Er kehrte wieder um und ging mit uns zu dem ganz einsam stehenden Bauernhaus, wo noch alles schlief. Dort führte er uns über den Hof in einen Stall, wo wir im Scheine einer ganz kleinen brennenden Laterne Koloman auf einem Haufen feuchter Streu sitzend vorfanden.

Als Koloman hörte, daß ich gekommen sei, war er außer sich vor Freude und nahm mich in seine Arme. Ich fiel ihm schon ganz erschöpft an die Brust. Er streichelte mir den Kopf und sagte, mit den Tränen kämpfend: „Armes Weiberl, mußst meinetwegen soviel mitmachen!“ — Ich antwortete, mich an ihn schmiegend, daß es wohl ein paar harte Tage waren, da ich soviel Angst und Sorge um ihn ausgestanden hätte, daß ich aber gerne weitere Opfer bringen wollte, wenn nur er glücklich durchkäme. Darauf fragte er mich, ob noch kein Militär zu unserer Hütte am Hochanger gekommen sei und ob wir Flugzettel gefunden hätten, von einem Flugzeug abgeworfen, auf denen stand: „Arbeiter, Genossen, harret aus, Hilfe naht.“ — Wir hatten von unserer Hütte aus wohl einige Male Flugzeuge bemerkt, hatten auch gesehen, daß sie Zettel abwarfen, doch was für Aufrufe das waren, konnten wir nicht erfahren, da wir des hohen Schnees wegen nicht zu den Zetteln konnten. Ob das nicht Lockmittel waren, um die armen Leute dann noch besser zusammenfangen zu können, weiß ich nicht, vermute es aber, weil ja unsere Partei kein Flugzeug besaß.

Koloman schlug uns vor, nach dem Orte Oberaich, der an der Hauptstraße nach Leoben und an der Bahn gelegen ist, voranzugehen und dort auszukundschaften, ob der Ausgang

des Grabens in den Ort besetzt sei. Wenn nicht, sollten wir uns im Ort verstecken, wenn ja, sollten wir zurückkommen.

Noch einige Minuten blieben wir beisammen; ich hätte so gern weinen mögen, als ich meinen Mann wieder lassen und die große Angst, daß man ihn doch fangen könnte, mit mir nehmen mußte. Aber ich beherrschte mich, zeigte mich fröhlich, sagte ihm noch, daß er, wenn es gefährlich werde, nur selbst versuchen solle, weiterzukommen; ich werde mich schon irgendwie weiterkümmern —, „und wenn man mich auch fängt, so wird man mich doch nicht aufhängen“. — Wir küßten uns, drückten einander die Hände, und hinaus ging es wieder in den bitterkalten Februarmorgen.

Der eine der drei Genossen verließ uns bald, weil er mit seinen Angehörigen eine Zusammenkunft im Walde verabredet hatte. Wir anderen, Genosse Kaufmann, Genosse Bleiweiß und ich, folgten ein Stückchen der Straße, bogen aber dann nach rechts ab und stiegen wieder über einen Berg, bis zu den Knien im Schnee watend. Nach einigen Stunden kamen wir, es war ungefähr halb acht, in den oberhalb des Ortes Unteraich gelegenen Wald, von wo auch wir sehr schön die Straße, die Bahn und auch einen Teil des Ortes überschauen konnten. Zunächst berieten wir, was wir nun machen sollten. Wir kamen überein, daß Genosse Kaufmann auf Umwegen in den Ort gehen solle, um auszukundschaften, ob uns Gefahr drohe. Genosse Bleiweiß und ich machten es uns dann in einem Gebüsch bequem, sofern man überhaupt von einem „Bequemmachen“ inmitten von Schnee und Eis sprechen kann. Wir durften nicht zu viele Spuren im Schnee hinterlassen, damit man uns nicht entdecke. Genosse Kaufmann versprach, recht bald zurückzukommen und uns zu holen. Wir waren ganz naß, an Füßen und Beinen vom Schnee, am Körper vom Schweiß, den uns der Kampf mit den Schneemassen herausgetrieben hatte. So saßen, hockten, standen wir nun am Freitag um halb acht Uhr früh bis sieben Uhr abends auf ein und derselben Stelle! Es wurde Mittag,

es wurde Nachmittag, es fing schon an zu dunkeln, aber Genosse Kaufmann kam nicht. Wir vermuteten schon, daß man ihn gefangen habe. Wie sehr wir hungrig und durstig waren! Den Durst konnten wir ja mit Schnee löschen, aber den Hunger stillen? Einige Male waren wir nahe daran einzuschlafen, was den sicheren Tod bedeutet hätte, weil wir erfroren wären. So hielten wir uns denn gegenseitig wach und aufrecht. Wir warteten, bis es dunkel geworden war, dann wollten wir wieder den Rückweg zu meinem Mann antreten und ihn warnen, nicht herauszugehen, weil man unseren Begleiter, Genossen Kaufmann, gefangen habe. Wir wagten uns etwas weiter vor und stießen dabei zufällig auf den Genossen Erwin Linhart, der sich Geld zum Weiterkommen beschaffen wollte.

Als wir wieder zu unserem Ruheplatz zurückkehrten, kam auch der schon gefangen geglaubte Genosse Kaufmann daher. Er erzählte, er sei zu einem Bauernhof gegangen und habe gefragt, ob wir uns dort verstecken könnten. Die dort anwesende Bäuerin sagte nicht viel, packte ihn beim Ärmel, schleppte ihn zu einem leerstehenden Schweinestall und schupste ihn dort hinein und verriegelte die Tür. Da saß nun der arme Kerl im Finstern und hatte nun genug Zeit, über seine Erlebnisse nachzudenken. Die Bäuerin hatte ihn noch gewarnt: „Bleiben Sie ruhig, denn man sucht nach Aufständischen.“ So mußte sich denn unser Genosse fügen und wir mußten oben im Walde vergebens den ganzen Tag auf ihn warten. Am Abend erst, als es dunkel wurde, ließ ihn die Bäuerin heraus und bat ihn, er möge so schnell wie möglich verschwinden. Als wir nun alle vier beisammen waren, erzählte der Genosse Erwin Linhart ganz niedergeschlagen, daß sein Bruder bei den Kämpfen gefallen sei. Ich versuchte ihn zu trösten, aber ich kämpfte selbst schwer mit den aufsteigenden Tränen. Nun warteten wir noch eine kleine Weile, bis es ganz dunkel geworden war, dann tasteten wir uns über die Felder, die mit Glatteis bedeckt waren, dem Dorfe zu.

Bei einem Bauernhause machten wir Rast, die Bäuerin riefen wir heraus, und ich bat sie, mich zu verstecken. Als sie mich sah und erkannte, erschrak sie heftig und rief: „Frau Wallisch, seien Sie nicht böse, aber ich kann Sie unmöglich hier verstecken! Heute war der Gemeindegemeinsekretär bei jedem Bauernhof und sagte, daß verlautbart wurde, wer einem Aufständischen weiterhilft oder ihn versteckt oder wer gar dem Wallisch und seiner Frau weiterhilft, wird vor das Standgericht gestellt und es wird ihm sein ganzes Hab und Gut weggenommen!“ Ich bat die Frau mit aufgehobenen Händen, mich doch wenigstens unter Dach und sei es wo immer, zu lassen, aber sie wollte davon nichts hören.

Die drei Genossen verabschiedeten sich von mir und gingen zum Bahnhof Oberaich, stiegen dort in einen nach Leoben fahrenden Personenzug und fuhren weg. Nun war ich allein dem Schicksal preisgegeben. Ich bat und bettelte so lange, bis die Bäuerin sich dann doch erweichen ließ und mir erlaubte, in den Stall zu gehen und dort zu übernachten. Ein junges Mädchen nahm mich bei der Hand, führte mich durch undurchdringliche Finsternis irgend wohin; ich wußte nicht, wohin ich geleitet wurde, nur der Stallgeruch ließ es mich ahnen. Eine Stimme im Dunkeln sagte zu mir: „So, Frau Wallisch, da legen Sie sich nieder, wir können kein Licht machen, daß ja nicht bemerkt wird, daß jemand im Stall ist“, und nicht gar zu sanft wurde ich niedergedrückt. Ich weiß nicht, wo ich gelegen bin, ich war nur froh, daß ich im Warmen und unter Dach war.

Auf der einen Seite fühlte ich, in der Finsternis herumtastend, irgend ein Holzgeländer, auf der anderen Seite war in meiner Reichweite nichts zu spüren, ich merkte nur, daß eine Kuh in der Nähe war. Nun zog ich meine nassen, zerrissenen Schuhe und Strümpfe aus, hing sie, im Dunkeln herumführend, auf das Geländer, rollte mich zusammen und schlief sofort ein. Hatte ich doch schon fast die ganze Woche nichts gegessen und nur sehr wenig geschlafen, die vorherige Nacht,

die wir durchwandert hatten, überhaupt nichts! Plötzlich spüre ich etwas bei meinen Füßen, frage: „Wer ist da?“ und bekomme von einer weiblichen Stimme die Antwort: „Frau Wallisch, stehen Sie auf!“ Ich fragte, wie spät es denn sei? „Halb zwei“, sagte die Stimme. „Was? Tag oder Nacht?“ fragte ich ganz verwundert. Worauf die Antwort kam: „Nacht!“ Darauf ich: „Ja, warum muß ich denn schon aufstehen, wenn es erst halb zwei ist?“ Die Stimme: „Wir können nicht schlafen, wir haben soviel Angst, daß Sie jemand hier suchen und finden könnten, gehen Sie doch weiter!“ Zuerst glaubte ich, ich träume, dann wurde die Stimme aber immer eindringlicher und mahnte mich heftiger, daß ich so schnell wie möglich fort solle. Ich flehte: „Bitte, lassen Sie mich doch da, schauen Sie, ich bin ganz durchnäßt, und mein Mann wird mich hierher suchen kommen; wohin soll ich denn mitten in der Nacht gehen?“ „Nein, nein, gehen Sie, wir haben zuviel Angst, die Knechte könnten kommen und Sie sehen. Gehen Sie nur!“ — Nun suchte ich meine Strümpfe; sie waren noch ganz naß, denn in vier Stunden hatten sie bei der nicht zu großen Wärme nicht trocknen können und so zog ich denn meine nassen Strümpfe und Schuhe wieder an, erhob mich von meinem Lager, eine Hand faßte mich am Handgelenk und dann wurde ich vorsichtig geführt, bis wir auf einmal eine Türe fanden und den klaren sternbesäten Himmel über uns sahen. Ich erblickte neben mir ein ver mummtes weibliches Wesen und fragte, wo ich denn jetzt hingehen solle, da mich mein Mann ja hier suchen werde. „Wir werden dem Herrn Wallisch schon sagen, wo Sie sind“, bekam ich zur Antwort, „gehen Sie da hinunter, da unten, nahe der Bahn, steht ein Heustadel (Heuhütte), dort können Sie sich verstecken. Dort schlafen immer alle Wanderburschen und Obdachlosen; wenn man Sie dort findet, so wird man uns nichts tun.“ Und schon war das weibliche Wesen verschwunden.

Ich stand also wieder einmal allein in Sturm und Kälte und wußte nicht wohin. Meine Zähne klapperten vor Kälte,

ein Schüttelfrost durchbebte mich. Unwillkürlich fiel mir meine erste Flucht ein, die Flucht nach dem Zusammenbruch der ungarischen Revolution. Die damalige Flucht war bei weitem nicht so schlimm, weil es ja damals Sommer war und ich nicht unter der Kälte zu leiden hatte.

In der Ferne, eine halbe Stunde war es vielleicht bis dorthin, blinkten die Lichter der Stadt. Ach, wie beneidete ich die Ärmsten, beneidete ich die armen alten Pfründner im Versorgungshaus, die in ihren warmen Stuben und Betten sich ausstrecken konnten! Ich tappte nun den vereisten Weg entlang, bei jedem Schritt knarrte und knackte das Eis unter meinen Füßen. Ein wildes Weh überkam mich, ich fing zu weinen an, war so unglücklich bei dem Gedanken, so verlassen und verjagt zu sein. Und noch quälender war das Denken an meinen Mann. Ich stand wieder still, im Dorfe rührte sich nichts, nicht einmal die Dorfhunde bellten; sie hörten mich nicht, da der Wind zu heftig blies. Fast drohte er mich da draußen auf freiem Feld umzuwerfen, ich mußte mich einige Male mit dem Rücken gegen den Sturm stellen, weil er mir fast den Atem genommen hätte. Endlich kam ich zu der Heuhütte. Ich besah sie mir von allen vier Seiten, doch konnte ich außer einem Loch, das aber hoch oben war, keinen Eingang finden. Einige Male noch kroch ich um die Hütte herum, aber umsonst, es war nirgends anders hineinzukommen als durch das Loch da oben. Nun stand ich ratlos da, grübelte und versuchte zu klettern. Aber an den glatten, feuchten Brettern, die nicht den geringsten Halt boten, hinaufzuklettern, das hätte selbst der beste Akrobat nicht vermocht. Was sollte ich nun tun? Leise rief ich: „Hallo, hallo!“ Ich hoffte, daß irgend jemand im Heu versteckt wäre, der mir hinaufhelfen könnte. Aber nichts rührte sich. Sollte ich in Wind und Kälte bis zum Morgen warten? Aber es könnte mich doch jemand sehen! So überlegte ich hin und her. Schließlich ging ich kurz entschlossen zum Bauernhof zurück und klopfte dort

ganz sachte an eines der Fenster, doch ziemlich lange, bis endlich eine ungeduldige Stimme fragte: „Was ist denn schon wieder los?“ Darauf ich: „Bitte, helfen sie mir doch in den Heustadel hinein, ich kann nicht allein, da es zu hoch ist und hier stehenbleiben kann ich auch nicht.“ „Warten Sie draußen“, sagte wieder die Stimme. Ich wartete geduldig. Endlich kam die ver mummt e Gestalt wieder, ging brummend an mir vorüber, der Straße und dem Heustadel zu. Wortlos folgte ich der schnell vorwärts Schreitenden; unter dem Loch blieb sie mit dem Rücken der Wand zugekehrt stehen, faltete die Hände und sagte: „Schnell, da steigen Sie darauf, dann auf meine Achsel und dann kommen Sie schon hinauf!“ Befohlen, getan und im Nu war ich bei dem luftigen Eingang drinnen, sagte Dank, aber meine Wohltäterin war schon verschwunden.

Nun fragte ich halblaut: „Ist wer da?“ Nur der Wind, der durch die breiten Bretterfugen blies, gab mir Antwort. Ich grub mir tief im Heu ein Loch, schlüpfte hinein, deckte mich wieder mit Heu zu und schloß die Augen. Lange lag ich so und ließ die Bilder der letzten schrecklichen Tage an mir vorüberziehen. Mir war nicht sehr wohl zumute. Ich dachte daran, wie viele Menschen mir unter größter Gefahr für sich selber helfen würden, wie feig aber viele andere sind, die nur an sich selbst denken, daran, daß sie keinen Schaden nehmen. Was hatte ich schon Schreckliches erliden und ertragen müssen für meine Überzeugung! Andere Sozialisten noch viel mehr! Wo wären wir mit unserer Bewegung noch, wie wäre die Arbeiterklasse noch viel mehr verklavt, hätten nicht schon so viele mutige Menschen alles geopfert für diese Idee, die so schön und hehr ist! In solche Gedanken versunken, denn ich konnte nicht schlafen, lag ich dort, als ich plötzlich Hundegebell vernahm. Im Osten fing es schon an zu grauen, ich dachte gleich, daß jetzt mein armer Mann im Dorf sei und mich suchen werde. Nicht lange darauf sah ich im Halbdunkel drei Gestalten rasch auf die Hütte zukommen. Unser Familienpfiß er-

tönte, ich gab Antwort und nun kroch ich zum Loch und steckte die Leiter, die in der Hütte auf dem Heu lag, hinaus, damit sie leichter hereinkommen konnten. Zuerst stieg Koloman herein, dann Genosse Walter Zuleger. Der dritte Genosse Adolf Paar ging weiter. Ich hörte noch, wie Koloman zu ihm sagte: „Schau, daß du Geld schicken kannst, damit wir weiterkönnen.“ Wir begrüßten einander und dann fragte mein Mann, wieviel Geld ich noch bei mir hätte. Ich hatte noch ungefähr 280 S, weil ich inzwischen von dem Genossen, der sich von seiner Familie hatte Geld bringen lassen, noch etwas bekommen hatte. Mein Mann besaß von den fast 700 S, die er aus Graz mitgenommen hatte, nur noch etwas über 40 S, das andere hatte er alles an die Schutzbündler verteilt, damit sie sich etwas kaufen konnten. Ich habe in der Hütte am Hochanger gleichfalls ziemlich viel an durchwandernde Genossen verteilt und nun besaßen wir nicht mehr genug, um rasch weiterkommen zu können.

Koloman und Walter gruben ganz sachgemäß ein vier-eckiges Loch ins Heu (die beiden hatten schon Übung) und da hinein vergruben wir uns. Mein Mann schmiegte sich fest an mich, damit uns warm werde, Walter deckte uns mit viel Heu zu und wünschte, wir sollten schlafen, er werde achtgeben. Koloman war gleich eingeschlummert, doch weckte ihn ein schrecklicher Traum bald auf. Ich konnte, so sehr ich mich auch bemühte, nicht schlafen. Ununterbrochen mußte ich das abgehärmte, unrasierte, bleiche Gesicht meines armen Mannes anschauen, als hätte ich gewußt, daß ich es bald nicht mehr sehen sollte. Meine ganze Kraft der Selbstbeherrschung mußte ich aufbieten, um nicht in Tränen auszubrechen. Wie gut und edel war gerade dieser Mensch, der nie mit einem bösen Worte jemanden beleidigt hatte, der nur den Kapitalismus haßte, der jedem armen Menschen Freund und Berater, auch Helfer war, und gerade deswegen wurde er so sehr verfolgt und gehetzt!

Wie kann man da an eine überirdische gerechte Macht glauben, die das Böse bestraft und das Gute belohnt?

Koloman hatte bei irgend einem Bauern ein Stück Geselchtes, ein Stück Brot und ein Stück Butter gekauft und das teilten wir zu Mittag. Es mundete uns sehr gut, wir waren ja furchtbar ausgehungert. Aber nun bekamen wir großen Durst und konnten ihn nicht löschen.

Walter spähte fortwährend hinaus, ob nicht Gefahr drohe. Es kann vielleicht halb drei Uhr nachmittags gewesen sein, als Walter ganz weiß wurde und fast tonlos ausrief: „Wir sind verraten!“ Wir guckten selbst hinaus und was wir sahen, ließ uns das Blut in den Adern gerinnen. Auf der Straße unten standen vier große Lastautos voll Militär. Wir sahen, wie die Soldaten hurtig absprangen, sich in eine Schwarmlinie auflösten und so auf das Dorf und unsere Hütte zu marschierten. Ich sah Koloman an, der griff in seine Tasche, zog seinen Revolver heraus, entsicherte ihn und setzte ihn an seine Schläfe. Zuerst bat ich mit gefalteten Händen: „Bitte, zuerst mich!“ dann aber kam Walter und rief: „Wallisch, nicht schießen!“ Darauf nahm ich Koloman den Revolver aus der Hand und sagte: „Nicht! Noch haben sie uns nicht!“ Walter grub in rasender Hast ins Heu neben der Bretterwand ein Loch und sagte mit fest befehlender Stimme: „Wallisch, da hinein!“ Koloman ließ sich hineinsinken, wir deckten ihn mit Heu zu, den Mund hielt er geöffnet zwischen die Bretter, damit er Luft bekäme. Als wir ihn vergraben hatten, sagte Walter zu mir: „So, und du kriech da hinein und ich verstecke mich auf der anderen Seite.“ Und schon waren wir unter dem Heu verborgen. Kaum war dies geschehen, als wir auch schon feste Mannerschritte vor der Hütte hörten. Mein Platz war dem Dorf zugekehrt, ich hatte mich am Boden des Heuschobers mit dem Gesicht an einer Bretteröffnung tief ins Heu verkrochen. Ich sah von meinem Versteck aus nur Männerfüße mit schweren, benagelten Schuhen. Ich getraute mich gar nicht zu atmen,

um ja kein Geknister im Heu zu verursachen. Riesenangst hatte ich, daß mein Mann sich vielleicht räuspern könnte, wie es immer seine Gewohnheit war. Die Männerfüße gingen alle paar Minuten vorbei, einmal blieben sie gerade vor meinen Augen stehen; ich war vielleicht einen halben Meter davon entfernt. Zwei volle Stunden lagen wir da, ohne uns zu rühren. Plötzlich sehe ich, wie zehn bis fünfzehn Mann im Laufschrift vom Dorf her gerade auf die Hütte zukommen. Ich vermutete, daß uns irgend jemand im Dorfe verraten habe und daß jetzt die Soldaten die ganze Heumenge — sie war ungefähr vier Meter hoch — mit ihren Bajonetten durchstochnen würden. Ich meinte, man müsse draußen mein vor Aufregung wild schlagendes Herz klopfen hören. Die Männer kamen auf die Hütte zu und ich hörte, wie eine Stimme fragte: „Schauen wir da auch hinein?“ Darauf eine andere Stimme: „A, ich glaub' net, daß da wer drinnen ist, denn da hätte sich bestimmt was gerührt.“ Bald darauf kamen vom Dorf her Trompetensignale und die Soldaten liefen dem Dorfe zu. Wie atmete ich auf! Doch der Schreck lag mir noch so in den Gliedern, daß ich mich trotz meiner unbequemen Lage noch lange nicht bewegen konnte. Weder mein Mann noch Walter hatten von der so nahen Gefahr etwas gesehen, weil beide auf der anderen Seite, also der Stadt zugekehrt, eingegraben waren. Ich beobachtete noch, wie drei Abteilungen geschlossen wieder aus dem Dorf der Straße zu marschierten. Als ich nun auch von der Straße her das Ankurbeln der Autos hörte, kroch ich ganz langsam, ganz vorsichtig aus meinem Versteckwinkel, spähte nach allen Ecken und Enden hinaus, sah niemanden und da rief ich nun endlich dem Walter zu, daß er herauskommen könne, da die Gefahr schon vorüber sei.

Mißtrauisch kam Walter herausgekrochen und mahnte mich zur Ruhe. Als er sich aber selbst davon überzeugt hatte, daß niemand mehr in der Nähe der Hütte war, und ich ihm berichtete, was ich von meinem Versteck aus gesehen hatte,

auch das Militär, wie es abmarschiert war, meinte er: „Na, dann können wir ja auch den Koloman befreien!“ Wir räumten das Heu weg und riefen Koloman heraus. Wir riefen ihm zu, er solle die Hände herausstrecken, er tat es, war aber schon so geschwächt, daß er sich gar nicht mehr festzuhalten vermochte. Mit Anspannung aller Kräfte brachten wir ihn endlich heraus aus seinem Loch. Nie werde ich den Anblick vergessen, wie er ganz erschöpft in meine Arme fiel und sagte, viel länger hätte er es nicht mehr ausgehalten. Das Heu, das wir ganz luftig über ihm aufgehäuft hatten, war zusammengesunken, hatte sich zusammengepreßt und war so zu einer furchtbar drückenden Last geworden.

Ich streichelte Koloman, sprach ihm Mut zu, er fiel aber ins Heu zurück und konnte sich längere Zeit nicht erholen. Mir schnitt es furchtbar ins Herz — der große, starke Mann und nun so gebrochen! Ich versuchte ihn zu ermutigen und rief ihm triumphierend zu: „Na siehst du, es wäre Unsinn gewesen, sich zu erschießen, sie haben uns doch nicht erwischt!“ „Nein, jetzt nicht, aber sie werden uns trotzdem erwischen, ich fühle es“, sagte Koloman.

Es begann schon zu dunkeln, da hörten wir draußen eine gedämpfte Frauenstimme rufen: „Genosse Wallisch! Genosse Wallisch!“ Zuerst wollten wir uns nicht melden, dann aber sah ich durch eine Spalte eine bekannte Frau draußen stehen. Da meldete ich mich. Die Frau erzählte, sie habe Geld gebracht, wo sie es hinlegen solle? „Bitte, geben Sie es da herein!“ Sie reichte mir ein Kuvert durch die Bretterspalten und sagte: „Da sind dreihundert Schilling drinnen!“ Sie berichtete auch, von wem das Geld sei. Darauf bat mein Mann: „Sagen Sie, liebe Genossin, möchten Sie nicht nach Bruck gehen und mit einem Taxi nach Leoben fahren und von dort für heute abend acht Uhr ein Taxi herbestellen?“ „Jetzt soll ich nochmals hingehen, so weit, wo ich doch schon den ganzen Tag herumrenne? Ich habe jetzt nicht Zeit.“ Wir wollten in der Nacht

durch Bruck durchfahren, gegen Wien zu, dort hätten wir gute Versteckplätze gehabt, auch schon vor Wien. Die Frau (vielleicht bereut sie es heute) wollte aber nicht. Wir ersuchten sie, uns andere Kleider zu verschaffen, aber auch das wollte sie nicht. Wir bedankten uns und sie ging weg.

Nun beschlossen wir, daß Walter um halb neun Uhr nach Leoben fahren solle, ein Taxi zu bestellen für den nächsten Tag um halb sechs Uhr früh. Walter ging zum Bahnhof Oberaich. Als er schon fort war, fiel Koloman ein, daß vielleicht der Zug, mit dem er um halb elf Uhr aus Leoben zurückkommen sollte, in Oberaich nicht halte. Nun mußte ich ihm nachlaufen. Ich wollte nicht auf die beleuchtete Straße hinunter und ging deshalb hinter dem Bahndamm. Dort geriet ich in ein vereistes und teilweise überschwemmtes Gelände. Kurz entschlossen stieg ich ins Wasser, es rann mir oben bei den Schuhen hinein. Nach wenigen Schritten mußte ich einsehen, daß ich da doch nicht weiterkonnte; der Bahndamm war so hoch und steil, daß ich ihn auf keinen Fall hätte erklimmen können. Ich mußte umkehren und doch auf der Straße gehen. Dort traf ich drei auf der anderen Seite schreitende Heimwehrmänner, die mir ein „Heil Dollfuß!“ zuriefen. Ich sagte „Guten Abend!“ und ging ruhig weiter. Noch im letzten Augenblick vor Weiterfahrt des Zuges erreichte ich Walter, den ich aufmerksam machte, sich zuerst zu erkundigen, ob der Zug in der kleinen Station halte, damit er nicht nach Bruck in die Arme der Gendarmerie laufe. Darauf ging ich zurück zu Koloman und wir warteten nun auf Walters Rückkehr, der alles in Leoben erledigte und pünktlich wiederkam. Wir trauten uns nicht zu schlafen, weil wir nicht die Ankunft des Wagens verpassen wollten. So hielten wir abwechselnd die Wache. Wir vergruben uns im Heu, Koloman fuhr alle Augenblicke aus dem Schlummer auf, seine Nerven waren schon völlig verbraucht.

Um fünf Uhr früh krochen wir aus unserem Versteck, reinigten uns, so gut das möglich war, vom Heu und gingen auf die Straße in die Nähe des Bahnhofes, wo nach wenigen Minuten das bestellte Auto eintraf. Ach, was war das für eine Wonne, sich wieder einmal weich setzen zu können! Der Chauffeur fragte um das Fahrtziel, Koloman erwiderte: „Wir wollten zuerst auf den Semmering fahren, aber meine Frau möchte einmal ins Gesäuse. In Wald halten Sie, bitte, weil wir dort die Schwägerin besuchen wollen.“ Der Chauffeur blickte uns ein wenig mißtrauisch an, weil wir doch alle sehr mitgenommen aussahen, schmutzig und staubig vom Heu waren und Lustreisenden wohl nicht sehr glichen. Er sagte aber nichts. Das Autotaxi war ein ziemlich großer Wagen. Zwischen dem Chauffeurplatz und dem Wageninnern war, wenn ich mich recht erinnere, eine Glasschiebewand. Das Auto war sehr geräumig, es bot fünf oder sechs Personen Platz. Walter setzte sich vorne zum Chauffeur, Koloman und ich nahmen hinten im Wagen Platz. Ich war schon so abgespannt, so müde und schwach, daß ich in meiner Ecke sofort eingeschlafen wäre, wenn mich mein Mann nicht aufgerüttelt und mir zugeflüstert hätte: „Sprich doch etwas, frage doch im Bauerndialekt nach den Ortschaften! Du mußt so tun, als ob du eine einfache Bauernfrau wärest, damit der Chauffeur nichts merkt.“

Als wir nach Leoben kamen, schlief noch alles, war es doch Sonntag. Einige Wachebeamte und ein paar verschlafene Heimwehrlere standen auf der Straße, sonst sahen wir niemanden. Durch Leoben ging es also glatt. Wir fuhren nun durch das Liesingtal. In Seiz, einem kleinen Ort, stiegen wir bei einem an der Fahrstraße gelegenen Gasthause ab, kauften uns Kaffee, der uns ganz besonders gut schmeckte, und fuhren dann wieder rasch weiter. Als wir in der Ortschaft Wald waren, fragte Koloman den Chauffeur, wo das Gemeindehaus sei. Der Mann antwortete, den Wagen anhaltend: „Da müssen wir zurückfahren — dort, wo der Gendarmerieposten ist.“ — „Ach nein“,

sagte Koloman. „Wir werden bei der Rückfahrt die Schwägerin besuchen, fahren Sie nur weiter.“ — Das hätte uns noch gefehlt, just bei der Gendarmerie anzuhalten! Koloman stieß mich alle Augenblicke an und bat mich: „So rede doch was!“ Doch ich konnte, so gesprächig ich sonst bin, nicht reden, ich war so furchtbar müde, so furchtbar müde! Gedacht habe ich mir: Wenn nur das Auto irgendwo hineinfahren würde, damit wir beide tot wären!

Nun kamen wir in die Stadt Rottenmann. Kaum waren wir — die Hauptstraße führt mitten durch den Ort — in die Stadt eingefahren, als von einer Seitengasse oder aus einem Gebäude eine ganze Menge Heimwehrlers uns entgegengelaufen kam. Koloman meinte: „Na ja, jetzt haben sie uns!“ „Nein, nein!“ sagte ich, „setze dich sofort auf den Boden des Autos!“ Ich legte meine Füße über den zusammengekauerten Mann und mit einer ziemlich großen Decke, die im Auto war, überdeckte ich alles. Mitten im Wagen saß ich; ich glaubte vor Aufregung nicht atmen zu können, als das Auto immer langsamer fuhr und dann stehen blieb. Die Tür wurde aufgemacht, herein schaute ein idiotisches Heimwehrgesicht und fragte: „Wo fährt die Dame hin?“ „Nach Admont“, sagte ich rasch entschlossen. „Und der junge Mann da vorne?“ — „Der fährt mit mir“, gab ich zurück. „Danke, passieren!“ Die Türe wurde zugemacht und der Chauffeur fuhr weiter, sechzig bis achtzig Mann, die das Auto umstellt hatten, zurücklassend.

Nach einigen Minuten deckte ich Koloman auf und sagte ihm, daß die Gefahr schon vorüber sei. Koloman setzte sich wieder auf. Der Chauffeur dürfte davon, daß er sich versteckt hatte, gar nichts bemerkt haben. Aber Walter war ganz rot vor Aufregung. Koloman meinte: „Bei Liezen ist es noch gefährlich; ob wir dort glücklich herauskommen, ist fraglich.“

Wenn man, von Selztal kommend, nach Admont fährt, muß man wohl an Liezen vorbei, aber nicht hindurch. Als wir zu der Abbiegung der Straße nach Admont kamen, sahen wir, daß

dort wieder einige Heimwehrmänner auf Wache standen. Sofort kroch Koloman neuerlich in sein Versteck, ich aber hatte aus dem ersten Erlebnis schon gelernt, und ließ das Fenster herunter, damit die Heimwehrlers nicht die Tür aufmachen und vielleicht die unheimlich große Fußbedeckung sehen könnten. Wieder standen wir still, wieder fragte ein Heimwehrmann, sich beim Fenster hereinlehnd, wohin die Reise ginge. Wieder antwortete ich: „Nach Admont!“ „Wohin fährt der Bursche?“ fragte er weiter. „Er trägt mein Gepäck“, sagte ich. „Danke, passieren!“ Er salutierte stramm. Gott sei Dank, dachte ich. Als wir außer Sehweite waren, zog ich Koloman wieder heraus.

Wir fuhren stillschweigend weiter. Die Straße war stark vereist und schlecht befahrbar. Obenauf war quatschiger Schnee, darunter Glatteis. Plötzlich geriet der Wagen links von der Straße in eine Rille, ein Stück Holzgeländer ging mit. Unser Wagen saß fest. Wir stiegen aus. Oberhalb der Straße; auf einem Hügel, stand ein Bauernhaus. Walter watete durch den Schnee dem Hause zu. Ein Bauer stand vor der Tür, Walter fragte ihn schon von weitem, ob er ein Pferd oder einen Ochsen habe. „Nein“, schrie der Bauer, „wir können nicht da hinunter in den tiefen Schnee!“ Walter kam zurück und stapfte zu einem anderen, etwa zehn Minuten entfernten Bauernhaus. Nach einiger Zeit kam er mit einer älteren Magd und mit einem ziemlich starken Ochsen, der unseren Wagen herauszog.

Noch ehe Walter kam, fuhr ein Bundesbahnautobus heran. Einige Meter vor unserem Auto hielt er. Koloman und ich standen hinter dem Wagen. Als ich den Autobus hörte, spähte ich hinter dem Auto hervor — es gab mir einen Stich: Der Chauffeur des Autobusses war ein Brucker, der lange Jahre zwischen Bruck und Kapfenberg die Autobusse geführt hatte. Ich hatte sofort das Gefühl: das ist ein Judas! Der Mann stieg aus, kam auf unser Auto zu, tat, als ob er sich um den Unfall bekümmere, kam hinter das Auto, wo Koloman und ich standen und war ganz verlegen, als er uns sah und erkannte. Ich bemerkte

aber auch, daß seine Verlegenheit rasch wich und einem höhnisch-überlegenen Zug um den Mund Platz machte. Er lächelte ironisch, sagte nichts, drehte sich rasch um, ging zu seinem Autobus zurück, setzte sich hinein und fuhr mit triumphierender Miene an uns vorbei.

Ich sagte zu meinem Mann: „Du, das ist ein Judas, der wird uns verraten! Das ist doch ein Brucker Chauffeur!“ Koloman antwortete: „Ich kenne ihn nicht, obwohl er mir bekannt vorkommt. Ich glaube nicht, der ist doch ein schlecht bezahlter Prolet, der wird doch keinen Judas abgeben und einen anderen Proleten verraten!“

Der Ochse wurde nun vorgespannt und wir waren bald wieder fahrbereit. Koloman gab der Magd einige Schillinge, wir setzten uns in den Wagen, um die Reise ins Ungewisse fortzusetzen. Wir waren vielleicht zehn Minuten gefahren, als das Auto im Zickzack zu schleudern begann und plötzlich waren wir über eine vielleicht fünfzehn bis zwanzig Meter hohe Böschung hinuntergefahren, das Auto stürzte um und wir — nun, wir waren in dem umgestürzten Auto drinnen, sahen einander an und stellten fest, daß keinem etwas geschehen war. Wir waren in eineinhalb Meter tiefen Schnee gestürzt! Wir krochen aus dem Wagen. Ich zitterte am ganzen Leib und brachte vor Aufregung kein Wort heraus. Mein Mann sagte als erster: „Da haben wir aber Glück gehabt!“ Er schaute auf die Uhr und bemerkte: „Wenn wir schnell sind, können wir um halb zwölf Uhr in Admont sein.“ Er zahlte dem Chauffeur den Rest des Fahrgeldes aus, wir stiegen hinauf auf die Straße. „Also, wenn wir kein Glück haben, wer hat es dann?“ sagte ich, „wie leicht hätten wir uns so arg verletzen können, daß ein Fortkommen unmöglich gewesen wäre!“ „Na ja“, meinte Koloman resigniert, „bis jetzt haben wir Glück gehabt, aber fangen werden sie uns doch. Aber probieren wir es weiter!“ Eiligen Schrittes wanderten wir in unseren nassen, zerrissenen Schuhen dahin. „Da kommt jetzt das Arbeitsdienstlager der

Heimwehr“, sagte Koloman, „da müssen wir schauen, unerkannt vorbei zu kommen!“ Koloman setzte seine Brille auf, schlug den Kragen seines kurzen Winterrockes auf und schnellen Schrittes gingen wir vorbei. Ein Mann hackte, in Gedanken versunken, im Hofe Holz, schaute, als er Schritte hörte, flüchtig auf, kümmerte sich aber weiter nicht um uns. Ein Stück gingen wir noch, dann bat Koloman den treuen Walter, er solle beim nächsten Gasthause nachschauen, ob vielleicht ein Autobus in der nächsten Zeit nach Admont fahre. Walter eilte voraus. Nun ging ich mit Koloman weiter. „Aber weißt du was“, sagte er zu mir, „da oben muß irgendwo in der Nähe die kleine Bahnstation Ardnig sein, vielleicht hält der Schnellzug nach Linz auch hier, da das die Grenzstation zwischen Steiermark und Oberösterreich ist. Ich werde mal, wenn wir dorthin kommen, nachschauen, da ersparen wir uns den Weg nach Admont.“

Rechts von der Straße lagen auf einer kleinen Anhöhe verstreut einige Häuser, links breitete sich freies, tiefverschneites Feld aus, angrenzend erhob sich ein Wald. Plötzlich sahen wir um eine große Biegung in sehr raschem Tempo ein Taxi daherrasen. „Komm, weichen wir aus“, rief ich und lief, meinen Mann an der Hand führend, einige Schritte hinauf hinter ein kleines Häuschen. Wir hörten das Taxi vorübersausen, wagten uns wieder auf die Straße und wanderten weiter. Links hatte die Straße eine Abzweigung, den Hügel hinan zum Ardniger Bahnhof. Koloman sagte: „Warte da unten, ich gehe mal nachschauen.“ Folgsam blieb ich stehen und versuchte einstweilen, mit Schnee das Gesicht und die Hände zu reinigen, was mir aber nicht besonders gut gelang; mein Taschentuch war schon ganz schwarz vom Schmutz, den ich mir vom Gesicht wischte. Nach wenigen Minuten kam Koloman mit den Worten: „Jetzt gibt es keinen Ausweg mehr, jetzt kommt das Ende.“ Ich iragte bestürzt: „Wieso?“ — Er erzählte: „Ich ging in den Warteraum, schaute mir den Fahrplan an, auf einmal steht der Bahnvorstand, der auch die Karten ausgibt, neben mir, stemmt

seine Hände in die Hüften und sagt: „Aha, ahm!“, mißt mich von oben bis unten mit einem spöttischen Blick, geht hinein und ich hörte, wie er telephonierte. — Gehen wir weiter, so weit wir noch kommen!“

Als wir auf die Straße kamen, sahen wir Walter in Begleitung eines Schutzkorpsmannes uns entgegengehen. „Wo gehen die Herrschaften hin?“ sprach uns der Mann an. „Nach Admont“, gab Koloman zur Antwort. „Nein, Sie gehen zurück nach Liezen“, befahl der Mann. Es wäre Koloman und Walter ein Leichtes gewesen, den unsicheren Bauernburschen zu entwaffnen. Aber Koloman sagte ruhig: „Na, dann gehen wir halt zurück nach Liezen, jetzt ist es schon egal.“ Walter blieb stehen. Der Mann nahm sein Gewehr von der Schulter und befahl: „Die Hände aus den Taschen!“ und schritt mit gefällttem Gewehr hinter uns her.

IN DEN KRALLEN DER ORDNUNGSBESTIE

Wir waren kaum fünf Minuten gegangen, als uns in rasendem Tempo ein Auto entgegenkam. Knapp vor uns hielt es an. Ein Gendarm, in der Hand einen Revolver, und ein Schutzkorpsmann sprangen aus dem Wagen auf uns zu mit den Worten: „Koloman Wallisch, im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet! Paula Wallisch, im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet!“ „Ja, der bin ich“, sagte Koloman, „bitte, stecken Sie den Revolver ein, ich leiste keinen Widerstand.“ Darauf untersuchte der Gendarm Wießbauer, so hieß der Mann, der, nebenbei bemerkt, sich sehr anständig und menschlich benahm, Kolomans und meine Manteltaschen, fand nichts und sagte ruhig und höflich: „Bitte, steigen Sie ein!“

Das Auto wandte sich und setzte sich wieder in Bewegung, der Gendarm und sein Begleiter saßen rückwärts, wir beide vorne auf den Klappsitzen, Koloman rechts, ich links. So aufgeregt ich vorher auf der Flucht war, so ruhig wurde ich nun. „Jetzt hat die Hetzjagd endlich ein Ende“, sagte Koloman, darauf ich, wie befreit: „Gott sei Dank!“ Der Leser muß verstehen, daß einem nach solchem Gehetztwerden, nach soviel Aufregung und Angst schließlich alles gleichgültig wird und man sich nichts anderes mehr wünscht, als endlich nicht mehr verfolgt und wie ein wildes Tier gejagt zu werden. Wenn man schon so oft wie Koloman und ich flüchten mußte, so oft nicht wußte, wo und wann das Verhängnis auf einen lauerte, dann kommt

einmal ein Augenblick so völliger Ermattung, so gänzlichen Versagens aller Kraft, daß man widerstandslos dem Schicksal seinen Lauf läßt...

Wir fuhren schon ein schönes Stück, als Koloman plötzlich in seine Rocktasche griff, den Revolver herauszog, sich umdrehte und dem verblüfften Gendarmen die Waffe mit den Worten hinhielt: „Da haben Sie meinen Revolver, Sie könnten Unannehmlichkeiten haben, da Sie mich nicht genau untersuchten.“ „Danke!“ sagte der Gendarm höflich und steckte den Revolver ein. Koloman hätte sich vor den Augen der anderen, ohne daß sie ihn zu hindern vermocht hätten, erschießen können. Er tat es nicht, obwohl er wußte, daß ihm der Tod gewiß war.

Nach einiger Zeit kamen wir zum Hause des Arbeitsdienstlagers. Von weitem schon sahen wir drei große Lastautos, bepackt mit Gendarmen, Militär und Heimwehrleuten. So viele Jäger auf zwei Sozialisten! — Das Auto hielt, die Türe neben mir wurde aufgerissen, ein höherer Gendarmerieoffizier, wie ich später erfuhr, Stabsrittmeister Rudolf Sager, beugte sich an mir vorbei und schrie auf meinen Mann los: „Du Hund, du Gauner, du Bandit, haben wir dich endlich? Jetzt kommst du uns nicht mehr aus, du Bestie, du roter Schweinehund! Der Galgen für dich ist schon aufgestellt, du Galgenvogel!“ Als ich meinen armen Mann so ermattet, abgehärmt, ganz grau im Gesicht, mit gesenktem Kopf neben mir sitzen sah, zuckte mir's plötzlich wie ein Blitz durch den Kopf: Dem ersten Sozialisten, Christus, ist es auch so ergangen! — Der Herr Rittmeister offenbarte die Vornehmheit seiner Gesinnung auch dadurch, daß er uns anspuckte! — „Schließen den Schweinehund!“ brüllte er, worauf Koloman sagte: „Na, na!“ „Kusch!“ schrie der Rittmeister. Auf der anderen Seite des Autos wurde die Tür aufgerissen und einige dienstbeflissene Gendarmen konnten nicht schnell genug dem Befehl folgen, um die Zufriedenheit ihres Vorgesetzten zu erlangen.

Als Koloman gefesselt war, wandte sich der „ritterliche“ Rittmeister mir zu und befahl: „Auch dieses Weibsbild (in Österreich ein Schimpfwort für eine Frau, da es ein verkommenes, dirnenhaftes Weib bedeutet) schließen!“ — Und dann ging es los: „Du gemeines Luder, du Bestie, du rote Hure, du Sau!“ Da hielt ich ihm meine Hände hin, warf den Kopf zurück und sagte: „Bitte! Aber Sie werden den Sozialismus dennoch nicht ausrotten!“ Er hob rasch die Hand und machte Miene, mich zu schlagen. Ich blickte ihn trotzig und herausfordernd an. Es wäre mir gar nicht eingefallen, zu zeigen, daß ich tief traurig war; im Gegenteil, ich hätte ihm noch manches gesagt, aber mein Mann bat: „Sei still, du siehst ja, wie man wehrlose Menschen gemein behandelt!“

Eine Zeitlang standen wir noch vor dem Hause, der Rittmeister hatte drinnen etwas zu tun. Nun stellten sich einige fromme Heimwehrmänner rings um das Auto auf und fingen an zu schreien: „Haut ihn nieder! Erschießen wir ihn gleich jetzt!“ Der Gendarm Wießbauer stieß zornig die Autotüre auf und schrie hinaus: „Ruhe! Schämt euch! Einem wehrlosen Menschen gegenüber benimmt man sich nicht so!“ Ich muß überhaupt feststellen, daß sich einige Exekutivorgane uns gegenüber sehr anständig benommen haben.

Endlich fuhren wir weiter, nachdem sich der Rittmeister neben den Chauffeur gesetzt hatte. Während der Fahrt machte er das Schiebefenster auf und keifte wie ein Irrsinniger auf uns los. Was wir da an Schimpf- und Fluchworten zu hören bekamen, kann ich nicht zu Papier bringen. Wahrscheinlich für diese Heldentat hat der Rittmeister Sager nachher vom Bundeskanzler Dr. Dollfuß die große goldene Medaille bekommen.

In Liezen wurden wir in die Gendarmeriekaserne gebracht. Die Nachricht, daß wir verhaftet seien, verbreitete sich mit Windeseile im ganzen Lande; auch in Liezen wußte man es schon, und eine dichtgedrängte Menge erwartete unser Kommen. Freudige, schadenfrohe, rohe Gesichter sahen wir, aber

auch blasse, traurige, erschrockene, mitleidsvolle. In der Gendarmeriekaserne wurden wir beide splinternackt ausgezogen. Ich sträubte mich dagegen, vor den Männern ausgekleidet zu werden; es kam eine Frau, aber trotzdem blieb noch ein Gendarm im Zimmer, vor dem ich mich ganz nackt ausziehen mußte. Die Frau schüttelte den Kopf, als sie meine durch und durch nasse und von Blut starrende Wäsche sah, in der ich nun seit fast acht Tagen steckte. Wir mußten uns dann wieder anziehen und wurden zum Photographieren in ein oberes Stockwerk geführt. Der Gendarm, der uns holen kam, war ein brutaler Mensch. Ich sagte in einem Anflug von Galgenhumor: „Na, machen Sie mich wenigstens recht schön!“ „Halt dein böses Maul, du freches Luder!“ schrie der Gendarm, worauf ihn aber der andere Gendarm, Wießbauer, ernst zurechtwies: „Ruhig! Benehmen Sie sich nicht brutal, wir sind doch keine Barbaren!“

Einige Stunden saßen wir gefesselt in der Kaserne. Wir hörten, wie vom Wiener Radio verkündet wurde: Koloman Wallisch ist gefangen! Da dachte ich an meine armen Verwandten, an meine Eltern, an Kolomans Schwestern, die gewiß alle mit bangendem Herzen beim Radio sitzen und die schreckliche Nachricht hören. Außer denen, die uns verwandtschaftlich nahe standen, weinten aber viele, viele tausend gute Menschen um uns, viele in Österreich und viele in fremden Ländern. Sie wußten, daß ein proletarischer Held sterben muß...

Der „forsche“ Rittmeister kam und stellte sich plötzlich breitspurig, die Hände in die Hüften gestemmt, vor Koloman hin und sagte: „Na, du Bandit, wo hast du die sechzigtausend Schilling, die du den Arbeitern gestohlen hast?“ — Koloman sprang auf, stellte sich in Kampfstellung vor dem gemeinen Menschen hin und antwortete, den Kopf zurückwerfend: „Wenn ich sechzigtausend Schilling gehabt hätte, wären Sie zu blöd gewesen, mich zu fangen. Sie würden habacht stehen vor mir, wenn ich so reich wäre, denn Sie sind ein Söldling der Kapita-

listen! Bei uns ist es nicht Sitte, Arbeiterkreuzer zu stehlen, wohl aber in Ihrem Kreise!“ Der betroffene Offizier machte einen schnellen Griff nach seiner Seitenwaffe. Ich fürchtete schon, er werde tötlich gegen Koloman werden. Alle anwesenden Gendarmen wandten sich plötzlich dem Fenster zu und schauten hinaus; sie wollten nicht Zeugen einer Mißhandlung sein. Doch kein Wort sagte der Verleumder mehr zu uns, drehte sich um und verschwand.

Es fing schon zu dunkeln an, als wir dann beide in einen Autobus gesteckt wurden, ungefähr zehn bis fünfzehn Gendarmen nahmen noch darin Platz. Beim Einsteigen sagte der Rittmeister: „Wallisch, ich mache dich aufmerksam: beim geringsten Widerstand wirst du samt deiner Frau vor die Gewehre gestellt!“ — „Das könnte mir nur das Angenehmste sein“, antwortete Koloman. Wie waren wir beide erstaunt und schmerzlich berührt, als wir nun unsere Genossen Karl Kaufmann, Karl Bleiweiß, Erwin Linhart und Walter Zuleger, gleich uns in Ketten geschlossen, in unseren Autobus einsteigen sahen! Sie waren irgendwo bei Stainach-Irdning auf der Flucht vor Dollfuß' Liebe zu den Arbeitern gefangen worden. Walter war, als man Koloman und mich verhaftet hatte, gar nicht beachtet worden. Er ist aber später, ich weiß nicht wo, doch festgenommen worden.

Nun ging die Fahrt nach Leoben ins Kreisgericht. Voran sausten drei oder vier Motorräder, besetzt mit Gendarmen, dann kam ein Taxi mit dem Rittmeister und einigen höheren Offizieren, dann wir mit großer Gendarmeriebedeckung, hinter uns rollten zwei große Autobusse mit Gendarmerie, insgesamt also ein Aufgebot von mindestens hundert bis an die Zähne bewaffneten Männern! — Unterwegs verlangte einer der Gefangenen, Genosse Kaufmann, austreten zu dürfen. „Gib's nicht, mach in die Hosen!“ schrie der Kommandant, ein Wachtmeister. — Ich sagte zu meinem Manne, daß mir sehr übel sei, „kusch!“ wurde ich angebrüllt. Als ich meinen Mann, der hinter

mir auf der anderen Seite des Wagens saß, mit traurigen Blicken ansah, wurde mir auch das verboten! — Meine Hände begannen mehr und mehr zu schmerzen; ich war so fest gefesselt, daß ich schon ganz weiße, blutleere Hände bekommen hatte. Als ich mich darüber beschwerte, bemerkte der gefühlvolle Kommandant: „Schon recht so!“

Koloman sah beim Fenster hinaus, hinaus auf die schöne winterliche Landschaft. Ich kann nicht behaupten, zu wissen, welche Gefühle ihn bewegten. Aber ich weiß, daß er die Natur geliebt hat. Er nahm Abschied...

Es mochte halb sieben Uhr abends gewesen sein, als wir in Leoben ankamen. Die Stadt war sehr belebt. Überall standen kleinere und größere Gruppen, wahrscheinlich das große Ereignis diskutierend. Vor dem Kreisgericht war eine große Ansammlung. Reporter, Photographen, die Blitzlichtaufnahmen machten, Offiziere mit ihren Frauen und Mätressen, neugierige und froh erregte Bürger. Das war doch endlich einmal ein Volksfest so recht nach dem Herzen des Spießers: ein Arbeiterführer, der gehäßteste Arbeiterführer, war gefangen, man konnte sich am Anblick des Gefangenen ergötzen, man konnte sich weiden an eines Menschen Unglück!

In die Kanzlei des Kreisgerichtes strömte zugleich mit uns eine Menge sensationsgieriger Journalisten. „Ausziehen!“ kommandierte der Aufseher Nestl, „ganz ausziehen, bis auf die Haut!“ Als Koloman seinen Rock auf das Fensterbrett legen wollte, entriß ihm der Aufseher das Kleidungsstück und warf es auf den Fußboden. „Da gibt's keine Geschichten!“ schrie er und beifällig lachten die Zuschauer — die Herren Offiziere und die Reporter. Da sagte ein Herr — ich nehme an, daß er ein höherer Gerichtsfunktionär war, ich hörte später, daß er als „Herr Doktor“ angesprochen wurde — ganz unvermutet: „Außer den Gefangenen und dem Aufsichtspersonal hat hier niemand etwas zu suchen!“ Und dem Personal befahl er, an-

ständig mit uns umzugehen. Wie ein Wunder erschien mir das: es gab auf der anderen Seite doch auch menschlich fühlende Wesen!

Auch ich mußte die Kanzlei verlassen und hinausgehen auf den Korridor. Müde ließ ich mich dort auf irgend einem Holzgerät nieder. Lebhaft unterhielten sich die aus der Kanzlei kommenden Offiziere. „So ein Tepp, der Wallisch! Wo hat er denn hinwollen?“ Die Antwort verstand ich nicht. Ein anderer, sich die Hände reibend, frohlockend: „Jetzt gibt es wieder einmal eine Hängerei in Leoben!“ — Ein Dritter: „Der Herrgott der Roten wird bald oben im Himmel sein. Ich wünsch' ihm eine glückliche Reise!“ — Ein würgendes Ekelgefühl stieg in mir auf — ach, ausspeien können vor diesen „Spitzen der christlichen Gesellschaft“!

Meinen Mann sah ich barfuß, in Sträflingskleidern — er wurde in eine Zelle geführt. Das gehörte mit zu dem System der Demütigungen, das uns auf besonders quälende Art wehtun sollte, daß man uns, die wir erst Angeklagte waren, noch nicht Verurteilte, wenigstens dem Gesetze nach noch nicht Verurteilte, in Sträflingskleider steckte! Es hat uns nicht wehgetan! Es hat nur die Verachtung gegen die Söldlinge des Kapitalismus gesteigert...

Nun kam ich an die Reihe. Ich wurde gewogen und gemessen, Fingerabdrücke wurden gemacht, ich mußte ein Langes und Breites über meine Herkunft und meine Abstammung erzählen, dann wurde ich in eine Wäschekammer geführt, wo schon zwei Frauen warteten, die mir, nachdem ich mich wieder einmal hatte nackt ausziehen müssen, endlich frische Wäsche gaben. Es war mehr grobe, rauhe Wäsche, aber es war trockene Wäsche! Wie war das erquickend, endlich wieder, nach einer Woche, in der ich ununterbrochen in durchnäßter Wäsche und Kleidung gesteckt hatte, trockene Wäsche auf den Leib zu bekommen! Dazu kamen die bekannten Zwilchkleider der Sträflinge und ein Paar große Schuhe mit Holzsohlen, und dann

klapperte ich in Begleitung zweier handfester Aufseher über den Gang, eine Zellentüre wurde geöffnet, ich bekam von rückwärts einen Stoß und flog mehr als ich ging in eine Zelle, in der eine große Schar jüngerer und älterer Frauen versammelt war.

„Guten Abend, Leidensgenossinnen!“ sagte ich. „Damit ich mich nicht einer jeden besonders vorstellen muß: ich bin Frau Wallisch!“ — Alle waren zunächst verblüfft. Dann aber begann eine kräftig zu schimpfen: „Wie kann man so blöd sein, sich von dieser Bande fangen zu lassen?“ Darauf ich: „Ja, viele Hunde sind des Hasen Tod!“ Und dann mußte ich erzählen, wie alles war. „Ach, wir haben uns so gefreut, als wir hörten, daß der Schutzbund dreinhaut“, sagte die eine der Frauen, „da hatten wir doch Hoffnung, daß auch wir herauskommen.“ — Nun war es an mir, Fragen zu stellen. Ich sagte den Zellen-genossinnen, daß ich niemanden verurteile, weil ich als Sozialistin wisse, daß sie Opfer der gesellschaftlichen Verhältnisse seien. Nun, die meisten der Frauen waren in Haft auf Grund des § 144 (Unterbrechung der Schwangerschaft), einige wegen kleinerer Diebstähle, ein paar wegen Tätlichkeit gegen Amtspersonen. Eine noch junge, abgehärmte Frau setzte sich zu mir und sagte, meine Hände in die ihre nehmend und an ihre Brust legend, während ihr die Tränen über die hohlen Wangen liefen: „Schauen Sie, Frau Wallisch, was hätte ich machen sollen? Ich habe fünf hungernde Kinder daheim, mein Mann ist seit einem Jahr ausgesteuert, von keiner Seite bekommen wir Unterstützung — sollte ich noch ein sechstes Kind verhungern lassen?“ — Mein eigenes Elend vergessend, weinte ich mit der armen Frau mit. War mir auch ihr Leid nichts Neues, weil ich als Armen- und Fürsorgerätin leider tausende Fälle gleichen Unglücks kennengelernt hatte, so ergriff mich das dieser armen Frau doch in dieser Umgebung ganz besonders...

Ein Gongschlag ertönte — das Zeichen zur Nachtruhe. Nun wurde beraten, wo ich schlafen solle. Fünf Pritschen mit Strohsäcken waren in der Zelle — aber wir waren dreimal fünf Häftlinge! Schließlich wurde Stroh — leider war nicht viel vorhanden — auf den Boden geworfen und eine rauhe Pferddecke darübergerbreitet — mein Lager war fertig. Daran erinnere ich mich noch, daß mir zur rechten Seite eine alte Zigeunerin lag, deren Gesicht und Hände mit einem häßlichen Ausschlag behaftet waren...

Das Lager war hart. Ich war sehr matt, sehr erschöpft, aber ich konnte doch nicht sofort einschlafen. Es war nicht die Härte des „Bettes“, die mich wachhielt. Es war unendliche Trauer um meinen Mann, dessen unvermeidbares Schicksal ich kannte. Nicht nur die letzten schrecklichen acht Tage, sein ganzes Leben zog in diesen Minuten an mir vorüber, das Leben eines proletarischen Kämpfers, der nicht scheußlicher Taten, sondern seiner aufrechten Gesinnung und seiner Treue zu den Arbeitern wegen so oft verfolgt worden war, das harte Leben eines Arbeiters, das arbeitsreiche Leben eines Parteifunktionsnärs, das ruhelose Leben eines Gehetzten...

DER WEG EINES ARBEITERKINDES

Im südlichen Teil der ungarischen Tiefebene, dort, wo der kleine Fluß Temes das ehemalige Siebenbürgen von der unendlichen Ebene der Pußta scheidet, liegt das Städtchen Lugos, das jetzt eine rumänische Stadt ist und Lugoş heißt. Der Fluß, an dessen beiden Ufern sich gar wohlgestaltete Häuser erheben, teilt die Stadt in eine ungarisch-deutsche und eine rumänische Hälfte. So war es wenigstens vor der staatlichen Neuordnung: die Deutschen und die Ungarn bewohnten hauptsächlich die rechte, die Rumänen die linke Seite der Stadt. Die Verwaltung der Stadt war ungarisch und deutsch. Deutsche wohnen hier seit Maria Theresias Zeiten. Während der Türkenkriege hatten sich die Magyaren mehr und mehr in das Innere des Landes zurückgezogen. Zur Besiedlung des brachliegenden südöstlichen Ungarn rief Maria Theresia Deutsche ins Land. Schwaben waren es zumeist, die ihrem Rufe folgten. Aus den rumänischen Wohngebieten aber zogen Karawanen gegen Westen und ließen sich in Siebenbürgen und im Banat nieder. So entstand das Völkergemisch in jenem Teil des ehemaligen Ungarn, so entstand Lugos als ungarisch-deutsch-rumänische Stadt.

Industrie wurde hauptsächlich im ungarisch-deutschen Stadtteil betrieben; die rumänische Bevölkerung widmete sich meist der Landwirtschaft. An den langen Winterabenden aber webten und stickten fleißige rumänische Frauen und Mädchen ihre farbenprächtigen Katrica, die sie als doppelte **Schürzen**

über den aus selbstgewebter und selbstgebleichter Leinwand gemachten Hemden vorne und hinten tragen. Vor dem Kriege bekam man auf den Märkten auch wunderschöne Taschen mit langen Bastfransen und gestickte Blusen mit unglaublich feiner und genauer Handarbeit zu kaufen. Als ich im Jahre 1913 zum ersten Male nach Lugos kam, fiel mir wohl manches Fremdartige auf; besonders das schon fast orientalische Leben auf den Märkten. Da saßen halbnackte Frauen auf dem Boden, Säuglinge stillend, und boten ihre Ware an. Händler umschwirrten den Käufer mit einem Kauderwelsch von Ungarisch, Deutsch und Rumänisch, aus dem man nur schwer entnehmen konnte, was sie sagen wollten...

In dieser Stadt wurde im Jahre 1840 Kolomans Vater Matthias geboren, Abkömmling eingewanderter Deutscher. Sein Vater, Kolomans Großvater, war ein begüterter Landwirt, der durch Elementarkatastrophen seine Habe verlor. Matthias wuchs in Enge und Not auf, bei vieler Arbeit und wenig Essen. Schon während seiner Militärzeit erwachte in ihm der Drang nach der Ferne, der ihn nach seiner Abrüstung ein Jahrzehnt lang als wandernden Zimmerergesellen durch viele Länder Europas führte. Heimweh führte ihn nach Lugos zurück, wo er Arbeit als Zimmermann fand. Julie Kaminek, die in der Nachbarschaft wohnte, wurde seine Frau. Oft erzählte mir meine Schwiegermutter, die sehr romantisch und schwärmerisch veranlagt war, wie sie ihren Mann kennengelernt hatte. Beim Ortsbrunnen sah sie ihn, als sie gerade einmal Wasser holte, zum ersten Male und vor Aufregung ließ sie den Krug in den Brunnen fallen. „Ritterlich“ holte ihn der junge Matthias wieder heraus — und die Bekanntschaft war geschlossen. Im nächsten Fasching wurde geheiratet. Matthias, der ein tüchtiger, fleißiger und religiöser Mann war, erlebte bald die Erfüllung seines größten Wunsches: selbständiger Zimmermeister zu werden. Aber das Handwerk hatte auch damals schon längst keinen goldenen Boden mehr und Matthias hatte schwere

Sorge, die hungrigen Mäuler seiner in rascher Folge kommenden Kinder zu stopfen. Neun Kinder schenkte ihm Frau Julie. Vier starben früh an Kinderkrankheiten. Nach neunjähriger Pause, als man auf keinen Zuwachs mehr rechnete, kam ganz unerwartet und wohl auch unerwünscht am 28. Februar 1889 der zehnte Sprößling zur Welt. Am 10. März erhielt er bei der Taufe die Namen Koloman Adolf Josef.

Das mag keine geringe Aufregung gegeben haben, daß so spät noch ein Nachzügler kam! Die erstgeborenen Kinder waren schon erwachsen — Toni mußte schon zum Militär einrücken, Minna war bereits heiratsfähig — und nun noch ein kleiner Bruder in der Wiege! Aber mag auch der kleine Ankömmling zuerst nicht sehr willkommen gewesen sein — er gewann gar bald die Liebe aller. Es war, als wollte er durch sein sonniges Wesen die Meinung, er sei überflüssig, widerlegen.

Kolomans Geburtshaus stand am rechten Ufer der Temes, an der sogenannten Lugoser Promenade, in einem ziemlich wild verwachsenen Garten, an den sich ein Wäldchen schloß. Nicht lange aber blieb er in diesem ersten Heim. Mutter Julie hatte von ihren Schwestern ein Grundstück geerbt, auf dem Vater Matthias ein Eigenhaus erbaute. Als Koloman vier Jahre alt war, gab der Vater seinen bisherigen Beruf auf und machte aus seinem Häuschen ein Gasthaus, das, weil die Umgebung ziemlich sumpfig war, „Zum Froschkönig“ benannt wurde. Der Volksmund taufte diesen Namen um in die Bezeichnung „Zur Froschhaxe“. Da Kolomans Mutter eine vortreffliche Köchin war, der Vater humorvoll, sangeslustig und musikalisch, den Gästen also außer guter Verpflegung auch Unterhaltung geboten wurde, erfreute sich das neue Gasthaus bald recht guten Zuspruchs, es fanden sich viele Stammgäste aus Offizierskreisen ein. Aber nicht lange währte das Glück. Durch eine weggeworfene Zigarette entstand ein Brand, dem das ganze Anwesen zum Opfer fiel, und da es nicht versichert war, mußte Vater

Matthias, der nun völlig mittellos war, wieder zu seinem früheren Handwerk greifen.

Aber die Fülle der Sorgen und Kümernisse, der Gram um das Verlorene drückten ihn nieder. Er war nicht mehr der frohgemute, lustige Mann. Seine Religiosität hatte sehr zugenommen. Allsonntäglich ging er zur Kirche. Zweimal wöchentlich versammelte er die Familie um den Tisch, prüfte seine Kinder auf ihr Religionswissen, gab wohl auch selber Unterricht und es wurden Gebete gesprochen und fromme Lieder gesungen. Koloman, der sehr aufnahmefähig und lernbegierig war, wußte bald den Katechismus auswendig. Als die Kinder größer wurden, schwänzten sie freilich oft die Sonntagsmesse und von der Predigt hörten sie nur soviel an, um daheim erzählen zu können, über welches Evangelium gepredigt worden war. Denn Vater Wallisch pflegte am Nachmittag die Kinder auszufragen und wußte eines nicht Bescheid, mußte es den Sonntagnachmittag damit verbringen, das Evangelium auswendig zu lernen. Ungehorsam von den Kindern, die den Vater liebten? Vater Matthias hatte ihnen mehr zugemutet, als von lebensfrohen Kindern verlangt werden konnte.

Der Knabe Koloman war Ministrant und war, wenn es ein Begräbnis gab, der Leiter der „Glockenpartie“ und war Anführer der Kinder bei Ausübung der ländlich-religiösen Gebräuche, so beim Dreikönigssingen und beim Christkindlgang, bei dem er die Maria darstellte. Seinen Bruder Toni, der nach der Rückkehr vom Militär Chormeister eines Gesangvereines geworden war, bewunderte er sehr und sein größter Wunsch war es, auch einmal Dirigent sein zu können. Wenn er keine Kinder fand, denen er dirigieren konnte, dirigierte er den Haustieren. Er kroch zum Beispiel, mit einem Stab versehen, in den Schweinestall und dirigierte drauflos. Am liebsten dann, wenn die Tiere hungrig waren und einen Hungerchor anstimmten. Einmal allerdings ging es ihm dabei schlecht. Als das Schwein Mischko nicht mitgrunzen wollte, packte Koloman es

beim Ohr, Mischko aber verstand keinen Spaß und hatte im Nu den Hosenboden des Jungen zwischen den Zähnen. Koloman gab nun diese Dirigentenstelle für immer auf.

Schon als Kind offenbarte Koloman seine Führernatur. Willig ordneten sich ihm die Kameraden bei allen Spielen unter. Widerspruchslos galt er als der Tonangebende. Gern spielte er sich Frauen und Mädchen gegenüber als Beschützer auf, früh aber zeigte sich auch schon seine Furchtlosigkeit. Als einmal seine Schwester Mizzi, deren Mann als Baupolier auswärts tätig war, sagte, daß sie sich fürchte, allein zu sein, bot sich der Siebenjährige sofort an, bei ihr zu bleiben und sie zu beschützen. Er schlief aber so fest, daß ihn jemand hätte forttragen können, ohne daß er es gemerkt hätte. Als Fünfjähriger hatte er eine kleine Freundin, die er jedermann als seine zukünftige Frau vorstellte. Er wird einmal Maschinenführer werden; da verdient er acht Gulden, fünf wird er der Mutter geben und drei der Frau. Gerne machte er Botengänge, weil sie ein paar Kreuzer als Belohnung einbrachten. Dieses Geld sparte er zusammen, um seiner lieben Mutter Geschenke kaufen zu können.

Als Koloman elf Jahre alt war, starb der Vater. Zum Glück waren die anderen Kinder schon selbständig, so daß nur er unversorgt war. Aber da seiner Mutter die Mittel fehlten, ihn weiterlernen zu lassen, es vielmehr darauf ankam, auch ihn rasch zu einem sich selbst versorgenden Arbeiter zu machen, mußte er nun bald auf den weiteren Schulbesuch verzichten. Koloman, der, obwohl Deutscher, in eine ungarische Schule hatte gehen müssen, war Vorzugsschüler. Die Eltern, die kaum ein Wort Ungarisch konnten, hatten ihm nie helfen können, und doch war der Knabe in der anderssprachigen Schule so gut vorwärts gekommen! Vor mir liegt ein Zeugnis, das besagt, daß Koloman in allen Gegenständen „vorzüglich“ hatte.

Als elfeinhalbjähriger Knabe mußte Koloman das Elternhaus verlassen und eine Lehrstelle suchen. Er kam als Lehr-

ling bei einem Maurermeister unter. Seine Lehrzeit war wahrlich keine gute Zeit! Wie oft erzählte er, daß er am Abend nach Arbeitsschluß vom ganzen Bau das Werkzeug zusammentragen und dann noch, wenn er spät abends heimgekommen war, die drei Kinder des Baumeisters betreuen, Geschirr waschen und sonstige Hausarbeiten machen mußte. Oft ist es vorgekommen, daß er unter dem Bett, wenn er dort das Schuhputzzeug suchen sollte, einschlief und dann am Morgen von dem Meister an den Ohren hervorgezogen wurde. Für die Arbeit, die er leistete, bekam er das Essen, jährlich ein Paar Schuhe und einen Anzug. Hie und da gaben ihm die Bauarbeiter, wenn er ihnen Essen holte, ein kleines Trinkgeld, das er dem Meister zur Aufbewahrung gab. Als er eines Tages glaubte, nun genug zusammengespart zu haben, um seiner geliebten Mutter eine Freude machen zu können, verlangte er das Geld. Da kam er aber schön an! „Dafür habe ich dir doch Schuhe gekauft!“, fuhr ihn der Meister an. Wie groß war das Herzleid Kolomans, wie bitter flossen seine Tränen, als ihm die Möglichkeit zerrann, der lieben alten Mutter eine Freude zu bereiten! Damals erwachte in ihm zuerst der Haß gegen alles Unrecht und alle Unterdrückung.

Koloman war noch ein Kind, als er Lehrling wurde. Wie gerne hätte er manchmal noch mit Gleichaltrigen gespielt! Aber es gab für ihn kein Spielen mehr, nur selten noch eine freie Stunde. Und für die kleinsten Fehler und jugendlichen Ungeschicklichkeiten Grobheiten und Prügel. Besonders auf seine Ohren hatte es der Meister abgesehen. Einmal riß er ihn wegen einer auf dem Bau vergessenen Kelle derart an einem Ohr, daß dieses für immer geschädigt wurde. Koloman hörte auf diesem Ohr fast nichts.

*

Die Überlegenheit, die so viele Erwachsene die jugendlichen Menschen fühlen lassen, glaubte Koloman — wie andere

Jungen — wettmachen zu müssen durch allerlei Schabernack, mit dem er sich an den „Alten“ rächte. Vielleicht waren das die glücklichsten Stunden des Lehrbuben, in denen er sich pffiffiger dünkte als die Großen. Freilich gab es unter seinen Lausbubenstückeln auch manche, bei denen des — Bösen zu viel getan wurde. Die Strafe blieb dann gewöhnlich nicht aus: Prügel!

Ja, das war eine Form der Rache an den Erwachsenen: denen, die unter dem Baugerüst durchgingen, eine Handvoll Sand ins Genick zu senden! An einem Samstagmittag, als die Arbeit schon beendet war und Koloman wie immer beauftragt wurde, das von den Arbeitern an Ort und Stelle liegen gelassene Werkzeug zusammenzutragen und in die Baukanzlei zu schaffen, sah er von dem Gerüst aus, das über dem Fußsteig der Straße hing, wie die aus dem Tempel kommenden Juden plaudernd unter dem Gerüst durchgingen. Schwupp! kam vom Gerüst ein Häufchen Sand. Das war besonders spannend, wenn der Sand auf Strohhüte fiel. Er rieselte so schön über das Strohdach! Ganz versunken war der Lehrbub in sein Tun und er hatte wohl Ort und Zeit vergessen, als er sich plötzlich von hinten gepackt und emporgehoben fühlte und — ja, jetzt wäre eine hirschlederne oder gar eine gepanzerte Hose von größtem Vorteil gewesen! Einer der Fußgänger hatte das Treiben des Jungen beobachtet und dann das Gerüst erklimmen, um den Übeltäter zu strafen und dem bösen Tun ein Ende zu machen. Ob die Lektion geholfen hat? Oder ob nicht eher der Bub ein nächstes Mal die Umgebung besser beobachtete, um sich vor Überraschungen zu sichern? Auch ein anderer Bubenstreich, den Koloman mir erzählt hat, lebt noch in meiner Erinnerung. Außerhalb der Stadt lagen an beiden Ufern der Temes Badeplätze. An einem schwülen Sommerabend durfte Koloman, der übrigens schon frühzeitig ein sehr guter Schwimmer war, baden gehen. Plötzlich sah er vom jenseitigen Ufer den Meister eines anderen Lehrlings ins Wasser steigen. Kleider und Schuhe

hatte er vertrauensvoll am Ufer liegen gelassen. Hurtig schwammen Koloman und zwei seiner Kameraden hinüber, nahmen die Kleider an sich und liefen mit ihnen nach der Wohnung des Meisters, wo sie das Paket abgaben. Der Meister aber mußte, nachdem er vergeblich seine Kleider gesucht hatte, den ziemlich weiten Weg nach seiner Wohnung in der Badehose zurücklegen, begleitet vom heiteren Lachen der Bevölkerung...

Mit vierzehn Jahren wurde Koloman gefirmt. Sein Firmpate war ein ziemlich wohlhabender Lugoser Bürger. Man sucht nur unter den reicheren Leuten Firmpaten aus. Wohl mancher gläubige Katholik wäre betrübt, könnte er in das Innere der Firmlinge schauen. Denn den meisten geht es ja nicht um die Weihe des Sakramentes, sondern — nun, das sagt am besten der Volksmund: „Die Firmung ist das Sakrament, bei dem man die erste Uhr und den ersten Rausch bekommt!“ So war es auch bei Koloman. Ach, wie fühlte er sich so ganz als „Mann“, als er den neuen Anzug, den ersten mit langer Hose, bekam! Und dazu noch das erste Hemd mit Steifbrust, Kragen und Manschetten! Zum ersten Male fühlte sich das Proletarierkind beachtet. Im Fiaker durfte Koloman zur Kirche fahren. Er wurde ganz richtig gefirmt. Es ging ihm nicht so wie meinem Bruder, der gleicher Größe mit seinem Firmpaten war und wohl mit dem Öl gesalbt wurde, aber nicht den symbolischen Backenstreich bekam, den irrtümlicherweise der Pate erhielt. Koloman wurde von seinem Paten nach der kirchlichen Zeremonie in ein Gasthaus geführt, wo er reichlich zu essen bekam. Dann wurde ihm, o größte aller Freuden, eine Uhr geschenkt und außerdem führte ihn der Pate, ein gutmütiger Mann, noch in eine wirkliche Konditorei! Ja, er fragte Koloman sogar, welche Mehlspeise er gerne essen möchte! Das Beste vom Guten schien dem Burschen eine Cremeschnitte zu sein. Der Firmpate hatte Freude am Appetit des Knaben und sagte, er solle so lange essen, als es ihm schmecke. Und nun tat es Koloman leid, sich schon an Fleisch und Salat sattgegessen

zu haben. Mit bestem Willen konnte er nicht mehr viele Cremeschnitten genießen. Aber er glaubte fürsorglich sein zu müssen und barg einige Stücke dieser himmlischen Mehlspeise an seiner Brust unter dem steifen Hemd. Dann marschierten der glückliche Firmling und der Pate nach Hause. Nun aber tat der ungewohnte Wein seine Wirkung, dem Knaben kam der sonst so hindernislose Weg plötzlich so krumm und holperig vor — und er kam ins Schwanken und fiel hin, und just vornüber auf die feinen Cremeschnitten! Der Firmpate lachte über das Durcheinander von Creme und Buttermilch auf Kolomans Körper und Hemdbrust und freute sich wohl auch heimlich darüber, seinem Schützling einen Rausch angezecht zu haben. Das gehörte mit dazu zu einer richtigen Firmung. Koloman bemühte sich, wortkarg geworden, so rasch wie möglich nach Hause zu kommen...

Wenn man schon in der Lehre ist und noch immer nicht raucht, so ist man noch kein „ganzer Mann“. Auch Koloman mußte sich endlich dieses Zeichen der Männlichkeit aneignen. Sein Taufpate, ein überaus lustiger Mann, an dem Koloman sehr hing, schenkte ihm eine Zigarette und zeigte ihm, wie man einen Brustzug macht. Koloman mußte nun sein Erwachsensein beweisen und paffte wacker drauflos. Aber nicht lange. Plötzlich wurde ihm sterbensübel, er warf den Rest der Zigarette in weitem Bogen von sich — und nie mehr hat er geraucht. Er kaufte sich lieber hie und da eine Rippe Schokolade als Zigarettenersatz...

Ein wenig länger verweilte ich bei Kolomans Jugenderlebnissen, von denen er oft zu mir sprach — ein wenig ausführlicher, als vielleicht manchem auf sein späteres bewegtes Leben neugierigen Leser lieb ist, habe ich von ihnen erzählt, weil er sich so gerne an sie erinnerte und weil diese Jugend trotz aller Armut und mancher Arbeitshärten doch die beschwingteste, sorgenloseste Epoche seines Lebens war.

IN DER ARBEITERBEWEGUNG

Frühzeitig schon kam Koloman Wallisch mit der Arbeiterbewegung in Berührung. Sein älterer Bruder Franz, der schon einige Jahre als Maurergeselle arbeitete, widmete seine freie Zeit der Arbeit für die Partei, die damals noch ganz im Anfangsstadium war. Seltsam, auf welchem Wege sozialistische Gedanken nach Lugos gekommen waren! Ein russischer Matrose, einer der Revolutionäre vom Kreuzer „Potemkin“, hatte sie in seinem Flüchtlingsgepäck mitgebracht. In Lugos betrieb er eifrig die Gründung eines sozialdemokratischen Arbeiterbildungsvereines. Die Schuhmacher, die Schneider, die Buchdrucker und die Maurergesellen waren die ersten, die sich dem Vereine anschlossen — die ersten, die erkannten, daß die Arbeiter selbst für ihre Besserstellung kämpfen müssen. Von einer eigentlichen Parteiorganisation war damals in Lugos noch keine Rede. Franz, eifrig im Arbeiterbildungsverein tätig, wollte gern den jüngeren Bruder als Mitarbeiter gewinnen und das gelang bald. So wurde also Koloman schon als Fünfzehnjähriger von der Arbeiterbewegung erfaßt. Im Arbeiterbildungsverein gab es vielerlei zu lernen. Deutsche und rumänische Sprachkurse, Diskussions- und Leseabende wurden veranstaltet, Schachkurse und manche andere. Einige ältere Genossen gaben sich große Mühe, Koloman die deutsche Sprache lesen und schreiben zu lehren. In der Schule hatte er ja nur Ungarisch gelernt. Als er einmal mit seinem Meister in Oberungarn war,

konnte er nicht einmal seiner Mutter einen Brief schreiben — sie verstand nur Deutsch! Wohl waren schon viel früher von der deutschsprachigen Bevölkerung an die Regierung Petitionen um Errichtung deutscher Schulklassen gerichtet worden, aber sie blieben erfolglos — die deutsche und rumänische Bevölkerung sollte magyarisiert werden. Seine Kenntnis der deutschen Sprache verdankte Koloman dem Lugoser Arbeiterbildungsverein.

Nachdem er Geselle geworden war, arbeitete Koloman fleißiger mit und wurde zu einem ständigen Besucher der Veranstaltungen des Vereines, ja, bald gehörte er mit zu den Organisatoren. Franz und Koloman veranstalteten Theaterabende, an denen sie selber mit auftraten, bunte Abende und Bälle. Der Reingewinn wurde zur Ausgestaltung des Klublokals, zur Anschaffung eines Billards und eines Klaviers verwendet. Wie ich später von älteren Lugoser Genossen erfuhr, waren Franz und Koloman schon damals die Führer der jungen Bewegung.

Da sie auch fleißig für ihre Gewerkschaft warben und einige Streiks leiteten, ernteten sie bald den Haß der Unternehmer. Sie wurden auf die schwarze Liste gesetzt und konnten nun in der Heimat keine Arbeit mehr bekommen. Sie mußten in die Fremde. Franz bekam in Wien Arbeit, Koloman aber wollte sich ein wenig weiter in der Welt umsehen. Er wanderte nach Dresden, wo er im Sommer als Bauarbeiter Beschäftigung fand. Im Winter war er Bergarbeiter und auch Arbeiter in einer Porzellanfabrik. Oft erzählte er, wenn er recht bunt bemalte Tassen und Kaffeeschalen sah: „Siehst du, so etwas habe ich auch schon gemacht!“ Wöchentlich schickte Koloman seiner Mutter fünf Gulden, die er sich vom Munde absparte. Die geliebte Mutter sollte nicht Not leiden. In Partei und Gewerkschaft arbeitete er auch in Deutschland mit, wenn er dazu die Möglichkeit fand. Schließlich führte ihn sein Wanderweg wieder nach Wien, wo er mit seinem Bruder Franz

zusammentraf. Nun gingen wieder beide gemeinsam auf die Walz. In Triest machten sie halt und fanden auch bald wieder Arbeit. Und sofort nahmen sie auch wieder ihre Tätigkeit in der Gewerkschaft auf. Genosse Josef Hartmann, der seinerzeitige Nationalrat von Obersteiermark, erzählte folgendes:

„Als Sekretär der Freien Bauarbeitergewerkschaft Österreichs hatte ich die Länder Steiermark, Kärnten, Krain und das Küstenland agitatorisch und organisatorisch zu betreuen. So wie in allen größeren Orten, bestand auch in Triest eine Ortsgruppe der Maurer unseres Verbandes. Aber die Triester Kollegen waren schlechte Wirtschaftler, und ich bekam deshalb von der Zentrale in Wien den Auftrag, in Triest Ordnung zu machen und eine Vereinsleitung zu erstellen, welche ordnungsgemäß nach den Bestimmungen unserer Organisation arbeite. Das war für mich nicht so leicht, weil ich weder italienisch noch slowenisch sprach. Ich berief — das war 1910 — in Triest eine Versammlung ein und nahm mir einen Dolmetsch mit, wie ich das immer tun mußte. Vor Beginn der Versammlung sprach mich ein Teilnehmer in reinem Deutsch an, was mich sehr freute. Dieser Genosse stellte sich als Koloman Wallisch vor und machte mich auch mit seinem Bruder Franz bekannt. Beide arbeiteten in Triest als Maurer. Mein Entschluß war nun rasch gefaßt: Einer von ihnen muß in die neue Vereinsleitung eintreten! Koloman sagte zu, die Wahl ging auch glatt vonstatten. Ich hatte nun einen Genossen, mit dem ich nicht bloß sprechen, mit dem ich auch korrespondieren konnte und der fest und hingebungsvoll am Aufbau der Organisation mitarbeitete. Wir haben uns dann noch einige Male in Triest getroffen, bis beide wieder abreisten.“

Franz litt schon damals an Lungenbeschwerden, böse Vorzeichen der Tuberkulose. Er mußte auf ärztlichen Rat für einige Zeit seinen Beruf aufgeben. Und da Koloman im Herbst zum Militär einrücken mußte, entschloß er sich, mit seinem

Bruder gleichzeitig Triest zu verlassen. Sie hatten in Triest einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, so fiel ihnen der Abschied recht schwer. Viele Genossen begleiteten sie zur Bahn, der Gesangverein, den sie ins Leben gerufen hatten, schied von ihnen mit einem schwermütigen Scheidelied.

Nach einer kurzen Rastzeit rückte Koloman zum Pionierbataillon Nr. 7 nach Szegedin ein. Ein neuer Lebensabschnitt hatte begonnen.

*

Szegedin, die zweitgrößte Stadt Ungarns, in der großen Tiefebene, der Pußta, gelegen, zeigt wohl im Stadttinnern modernes, ja großstädtisches Gepräge, doch kann man den sogenannten Ring (Körut) nicht überschreiten, ohne das Gefühl zu haben, sich in einem großen Dorfe zu verlieren. Ungepflegte Straßen und Plätze. Die damaligen Stadtväter kümmerten sich wohl um den Aufputz der inneren Stadt, aber in den Proletarienvorstädten ordentliche Straßen zu schaffen, wäre ihnen als Verschwendung erschienen. Das königlich ungarische Tafelgericht mit seinen schweren Gefängnismauern gibt der Stadt ein allzu strenges Gesicht. Sogar eine Abteilung für politische Gefangene hat man in dem berühmten Szillag-Börtön (Sterngefängnis) eingerichtet. Dort schmachteten nach dem Sturz der Räteregierung viele unserer armen Genossen und Genossinnen, manche von ihnen sind von den weißen Bestien zu Tode gemartert und geprügelt worden. Auch an Kirchen und Kasernen fehlt es dieser Stadt nicht. Szegedin war bis auf die Schichte von Intellektuellen — es gab ja viele Schulen, Gerichte, Verwaltungsbehörden — hauptsächlich von ackerbautreibender Bevölkerung bewohnt. Die Industrie war spärlich. Außer einer Textil- und einer Tabakfabrik und kleineren Teigwarenfabriken und paprikaverarbeitenden Betrieben gab es nur noch eine Salamifabrik. Vielleicht ist in den Konjunkturjahren 1922 bis

1925 noch der eine oder andere Industriezweig entstanden. Szegedin ist die Stadt des berühmten ungarischen Paprikas. Märkte gibt es, auf denen man in roten Meeren von Paprika zu versinken wähnt.

Sehr kraß kommen die Unterschiede zwischen Begüterten und Armen zum Ausdruck. Sonntag vormittags, zur Kirchgangszeit, sieht man richtige ungarische Bauernkrösusse mit ihren Frauen und Töchtern, die prunkvoll gekleidet und mit Schmuck überladen sind. Aber man sieht auch leider sehr, sehr viele Landproletarier, die sich Jahr und Tag kein Paar Schuhe leisten können. Der ungarische Arbeitgeber, sei er nun ein Fabrikant oder ein Großbauer, versteht es ganz besonders gut, die ihm ausgelieferten Arbeiter auszunützen. So anspruchslose Menschen wie die ungarischen Arbeiter wird es nur in wenigen anderen europäischen Ländern geben. Ein Stückchen Speck, einige Paprika, ein Stück Brot und ein Gläschen Sliwowitz (Pflaumenschnaps) sind die Tagesnahrung der meisten ungarischen Arbeiter. So gastfreundlich die Ungarn im allgemeinen sind, so mißtrauisch sind sie andererseits, besonders gegen Anderssprachige, auf die sie auch, da der Nationalstolz in Ungarn besonders entwickelt ist, von oben herabschauen. Der Deutsche wird mit einer wegwerfenden Geste „Schwab“ genannt...

In diese Stadt mußte Koloman einrücken. Bei der Einkleidung gab es mancherlei Schwierigkeiten, weil dem stattlichen, breitschultrigen Mann kein Uniformstück paßte. Jede Hose war zu eng, die Blusen schienen nur für abgerackerte und ausgehungerte Proletarierjungen gemacht. Der Unteroffizier war wütend. „Na, du Unikum“, schrie er, „woher bist denn du? Du hast wohl bei der Verteilung der Gliedmaßen jedesmal zweimal ‚hier!‘ gerufen!“ Ganz besonders erbost war er aber, als sich herausstellte, daß es im ganzen Monturdepot keine einzige für Koloman passende Mütze gab! Koloman hatte einen mächtigen Schädel, Kopfweite 64. Jede Kappe, die er

aufsetzte, jeder Helm saß so seltsam auf dem oberen Teil des Kopfes, daß sich bei diesem Anblick auch der Ernsteste des Lachens nicht erwehren konnte — Koloman hat ja auch immer die ärgsten Schwierigkeiten gehabt, wenn er einen Hut kaufen wollte. Es gab keine so großen Hüte! Lächeln erweckt heute noch eine Erinnerung an die Zeit, da wir heirateten: ich hatte 64 Mittenweite, mein Mann 64 Kopfweite...

Aber eingekleidet mußte Koloman doch werden. Also wurden an beiden Seiten der Hose und der Bluse beträchtliche Zwickel eingesetzt und die Kappe auf ähnliche Art erweitert und der Rekrut in diese „ergänzten“ Uniformstücke gesteckt, in denen er eine gewiß außergewöhnliche, auffallende Erscheinung war. Wenn er mit seinen Kameraden durch die Stadt marschierte, zeigten die Kinder auf den jungen Mann in der zwickelgezierten Uniform und riefen: „Ni, milyen érdekes Katona!“ („Schaut, was für ein komischer Soldat!“)

Die Abrichtungszeit verging rasch, bald wurden die Geeigneten der Rekruten, diejenigen, die ein wenig lernfähig schienen, für die Unteroffiziersschule ausgewählt. Unter ihnen auch Koloman. In der Chargenschule fiel er bald durch seine Intelligenz auf. Gern wurde er den anderen als Beispiel hingestellt. Ja, Koloman hatte in den sozialdemokratischen Bildungsvereinen und auf seinen Wanderungen nicht nur allerlei Kenntnisse erworben, er hatte auch denken gelernt. Kein Wunder, daß er vielen der Rekruten geistig überlegen war.

Oft erzählte er mir, erzählte er auch seinen Freunden, wie er einmal die ganze Chargenschule vor einer Blamage bewahrte.

Ein Generalmajor war zur Inspizierung angesagt. Da galt es nun zu lernen, aber auch zu exerzieren, damit der Gefürchtete nichts zu beanstanden habe. Der hohe Besuch, den alle, Offiziere und Soldaten, zum Teufel wünschten, kam auch in die Chargenschule. Das Kasernenzimmer, das als Schulraum diente, war mit den Bildern Kaiser Franz Josefs und der Kaiserin Elisabeth geschmückt. Der Inspizierende kam ins Zimmer, trat

vor die Bilder, leistete vor ihnen die Ehrenbezeigung und ließ dann die Schüler niedersetzen. Eine allzu hohe Meinung von der Intelligenz der Unteroffiziersschule dürfte der Herr Generalmajor nicht gehabt haben, denn er fragte, wen wohl die beiden Bilder darstellten. Der erste Gefragte stand auf und sagte: „Das ist Seine Majestät Kaiser Franz Josef und das andere Bild ist Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth.“ Ähnlich antworteten alle, anders wußte es keiner zu sagen. Koloman merkte, was der Prüfende erwartete, und als nun er zu antworten hatte, sagte er mit betont energischer Stimme: „Das ist unser allerhöchster Kriegsherr, Seine kaiserliche und königliche apostolische Majestät Franz Josef der Erste, Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen“, und er sagte den ganzen langen Titel auf. Und als der Generalmajor fragte, ob Wallisch auch etwas von weiland Ihrer Majestät zu sagen wisse, antwortete er, sie sei eine bayrische Prinzessin gewesen, und erzählte noch einiges aus Elisabeths Leben. Der Generalmajor fragte, woher denn Wallisch dies alles wisse, worauf Koloman berichtete, er habe in Deutschland gelebt, dort gearbeitet und in seiner freien Zeit viel gelesen. „Seht!“ rief der Generalmajor aus, „das ist ein wirklicher Patriot! Das ist ein gescheiter Mensch, aus dem wird einmal ein tüchtiger Krieger werden!“ Zum Leiter der Schule aber bemerkte er: „Bitte, passen Sie auf den Mann gut auf! Der wird ein erstklassiger Unteroffizier werden!“

Als der Generalmajor verschwunden war, sagte der Leiter der Schule, ein Leutnant, zu Wallisch: „Weil Sie heute so tüchtig waren, hat die ganze Schule nachmittags frei!“ Die anderen aber brüllte er an: „Ihr blöden Kerle, ihr Sozialisten! Der Wallisch ist der einzige Patriot!“

Koloman hatte natürlich an diesem Erlebnis große Freude.

Bald wurde Koloman Gefreiter, dann Korporal, im dritten Jahrgang Zugsführer. Alle Offiziere redeten ihm zu, er solle weiterdienen, da er es bei seinen Fähigkeiten bald zum Offizier-

Stellvertreter bringen könne. Davon aber wollte Koloman nichts wissen. Wohl aber suchte er bei der alljährlichen Aufstellung des Mobilisierungsplanes, bei der alle Stellen für den Fall des Krieges besetzt wurden, für sich die Stelle eines Standesführers aus, um nicht an die Front gehen zu müssen. Koloman war Sozialist, er war auch Pazifist, er war durchaus kein begeisterter Anhänger der Gewalt. Wie wenig die Friedensliebe und die Abneigung gegen die Gewalt von Feigheit diktiert waren, hat er später bewiesen. Von seinem Standpunkt aus hatte er gewiß alle Berechtigung, zu verlangen, daß im Falle eines Krieges vor allem die forschen Militaristen, die großen Patrioten, die Hurraschreier ins Feld gehen sollten. Besonders beliebt machte sich Wallisch bei seinen Vorgesetzten auch dadurch, daß er, der ein ausgezeichnete Rechner war, stets herausfand, wenn die Offiziere zu wenig Gehalt bekommen hatten. Die Offiziere waren alles andere als Idealisten, die selbstlos ihren Beruf ausübten. Nicht wenige hatten beträchtliche Schulden, Geld konnte keiner genug bekommen. Koloman hatte bald herausgefunden, daß er dadurch, daß er diesen Herren hie und da zu einer kleinen Nachtragszahlung verhalf, ihr besonderes Vertrauen gewann, so daß er in anderen Dingen freie Hand bekam.

Und er brauchte dieses Vertrauen! Denn nur einen Teil seiner freien Zeit benützte er zum Theaterbesuch und zur Weiterbildung. Viel mehr Zeit widmete er der Partei. Fast täglich besuchte er den Parteiklub. Koloman war Soldat, aber in seiner freien Zeit sozialdemokratischer Parteisekretär. Wenn die Partei die Vervielfältigung eines Schriftstückes brauchte, so machte er diese Arbeit in der Bataillonskanzlei der Kaserne. Oft erzählte Koloman, daß, während der Bataillonskommandant an seinem Schreibtische arbeitete, dicht neben ihm sozialistische Aufrufe geschrieben wurden. Gerade das Gefährliche dieser Arbeit reizte ihn. Wäre er entdeckt worden, so wäre es ihm gewiß schlimm ergangen. Er konnte sich aber auf die

Gleichgültigkeit und Schlamperei der Vorgesetzten verlassen, denn das Wichtigste war den Offizieren ja doch die Gage am Monatsersten, die Promenade und das Kaffeehaus.

Bis zur Beendigung seiner militärischen Dienstzeit im Jahre 1913 leistete Wallisch in Szegedin solche Parteiarbeit. Nach der Abrüstung kehrte er in die Heimat zurück, um wieder seinen Beruf auszuüben.

LIEBE UND PARTEI

Und nun muß ich, ehe ich Kolomans weiteren Lebensweg schildere, wohl auch kurz von meinem Leben berichten, denn ungefähr zu der Zeit, da zwei Jahre seiner Dienstzeit vergangen waren, lernten wir einander kennen.

Ich bin das erstgeborene Kind einer Arbeiterfamilie. Meine Eltern Pauline und Georg Pinter stammen aus Hüttenberg, Bezirk Wolfsberg, in Kärnten. Meines Vaters Vater war Maschinist, meiner Mutter Eltern waren Keuschlersleute, die ihre zehn Kinder mit viel Sorge und Kummer großzogen. Meine Mutter, die Älteste, mußte schon als Kind schwere Arbeiten verrichten. Schon zwischen fünf und sechs Uhr früh mußte sie aufstehen, ein Stück trockenes Brot war ihre Morgenmahlzeit, dann mußte sie, noch im Dunkeln, den stundenweiten Weg zur Schule antreten, im Winter oft bis zu den Knien im Schnee wattend. Denn die Schulverhältnisse in den ländlichen Gegenden Österreichs waren immer schlecht. Es gab wohl Geld für Kirchenbauten, nicht aber für die Errichtung neuer Schulen. Was seit der Revolution von 1918 an Schulen und anderen Bildungsstätten geschaffen wurde, ist nur dem Drängen der Sozialdemokraten in den Länder- und Gemeindeverwaltungen zu danken. Als Elfjährige mußte meine Mutter schon die Schule für immer verlassen, um der Großmutter zu helfen, damit nicht die Keusche aufgegeben werden mußte. Der Großvater war seit einigen Jahren an Armen und Beinen gelähmt und hatte auch

die Sprache und das Gehör verloren. Mit Hilfe ihrer Ältesten, meiner Mutter, zog nun die Großmutter die neun anderen Kinder auf.

Mein Vater war ein wenig besser daran, weil sein Vater Professionist war und ihn die Schlosserei erlernen lassen konnte. Als Gehilfe arbeitete mein Vater im Hüttenwerk der Alpine-Montan-Gesellschaft, die durch die namenlose Ausbeutung ihrer Arbeiter weit über die Grenzen Österreichs hinaus bekannt geworden ist. Schon im Jahre 1895 wurde mein Vater gemaßregelt, weil er bei den Wahlen für die Sozialdemokratie agitiert hatte. Er wurde auf die Schwarze Liste gesetzt und das bedeutete, daß er in Kärnten keine Arbeit mehr bekommen konnte. Er mußte mit seiner Familie — wir waren damals zwei Kinder, meine Schwester Sophie und ich — auswandern. In Marburg an der Drau, wo er in der Südbahnwerkstätte Arbeit als Schlosser bekam, ließ er sich nieder. Später kamen dann noch drei Kinder: Auguste, Margarete und Georg, Auguste starb im Säuglingsalter, Margarete, die ein ungewöhnlich intelligentes und auch sehr schönes Mädchen war, erlag im blühenden Alter von achtzehn Jahren einem Herzleiden. Meine Eltern, recht sparsame, fürsorgliche Menschen, bauten sich, obwohl sie bloß ein Barvermögen von zweihundert (Vorkriegs-)Kronen hatten, ein Häuschen in Brunndorf bei Marburg (jetzt Studenci bei Maribor). Es war natürlich von allem Anfang an mit Schulden überlastet, die mühsam abgearbeitet werden mußten.

Ich war die Älteste. Das legte mir, wie das in jeder kinderreichen Arbeiterfamilie fast selbstverständlich ist, die Pflicht auf, die kleineren Geschwister zu betreuen. Ich habe vier Volksschul- und zwei Bürgerschulklassen in Marburg besucht. Nach dem Austritt aus der Schule mußte ich sofort als Kindermädchen mein Brot verdienen. Ich hatte den Ehrgeiz, nicht immer Kindermädchen zu bleiben, war auch lernbegierig und bildete mich selbst weiter, und nachdem ich einen Kinder-

gärtnerinnenkurs besucht hatte, fand ich eine Stelle als „Deutsches Fräulein“ in Szegedin. Ich verstand immer gut mit Kindern umzugehen, habe mich immer sehr bemüht, die Kinder zu verstehen und deshalb ging es mir auch als Erzieherin meist ziemlich gut.

Der einzige Erholungsort der Szegediner war das am anderen Ufer der Theiß gelegene Neuszegedin, ungarisch Ujszeged. Dort zog sich um die Villen der begüterten Szegediner Bürger ein gut gepflegter Park, den ein Wäldchen abschloß. Mit Szegedin ist dieser Villenvorort durch eine schöne, von Eiffel erbaute Brücke verbunden, bei deren Überschreiten man damals noch jedesmal vier Kreuzer Brückenmaut zahlen mußte. Täglich mußte ich meinen Pflegling, den siebenjährigen, reizenden, aber etwas verzogenen Sohn eines Ingenieurs, nach Ujszeged in den Park oder in das Wäldchen spazieren führen. Ich war schon etwas über zwei Jahre in Szegedin, als mein Weg zum ersten Male den meines Mannes kreuzte.

Unsere Bekanntschaft begann auf ganz unromantische Art: ich sah häufig einen Unteroffizier, der mich anstarrte, sich wohl auch in meiner Nähe auf einer Bank niederließ und grüßte. Ich war darüber sehr erbost; damals rümpfte man die Nase über ein Mädchen, das mit einem Soldaten freundschaftlichen Verkehr hatte. Daß ein Soldat ein Mädchen, das etwas auf sich hielt, grüßte, erschien mir als arge Frechheit. Die Grüße des Unteroffiziers blieben unerwidert. Eines Tages — ich hatte Ausgang — saß ich im Stephaniepark und las. Der Unteroffizier war wieder in der Nähe und warf mir verstohlene Blicke zu. Wahrscheinlich äugelte auch ich nach ihm, sonst hätte ich ja seine Blicke nicht bemerkt, aber eingestanden hätte ich es mir nicht, daß ich ihn beachtete. Plötzlich setzte sich ein fremder Herr neben mich auf die Bank und sprach mich an. Sofort erhob ich mich und wanderte um den Park, verfolgt von dem Zudringlichen. Ich flüchtete zu einer Bank, auf der zwei alte Damen saßen, und las weiter. Als es dämmerte und ich mich

auf den Heimweg machte, merkte ich nach wenigen Schritten schon wieder meinen Verfolger. Wieder sprach er mich an. Ich gab ihm eine energisch abweisende Antwort und lief davon. Da sah ich den mir vom Sehen so gut bekannten Soldaten mir entgegenkommen. Ich eilte auf ihn zu und bat ihn, mich vor dem lästigen Menschen zu beschützen. Sofort wandte er sich gegen den Fremden, der schon ein wenig zurückgeblieben war, während ich weiterging. Was er dem Manne sagte, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß mir der junge Pionier rasch nachkam und bat, mich auf dem weiteren Wege beschützen zu dürfen. Ich lehnte dankend ab, mit der Begründung, daß ich ja bereits in der Stadt sei und nun keine Angst mehr zu haben brauche.

Am nächsten Tage bekam ich einen Brief in klarer, schöner, deutlicher Handschrift mit der Unterschrift Koloman Wallisch. Ich kann nicht leugnen, daß der Brief einen sehr guten Eindruck auf mich machte, aber beantwortet habe ich ihn nicht; das verbot mir mein dummer Gouvernantenstolz. Ich glaubte mir etwas zu vergeben, wenn ich mit einem Soldaten spräche. In den folgenden Wochen sah ich Wallisch sehr oft und immer wieder versuchte er mich anzusprechen, aber ich gab ihm keine Gelegenheit dazu. Eines Tages sah ich ihn in Begleitung eines ärmlich gekleideten Mädchens, eines Dienstmädchens wahrscheinlich, und da schwoll wieder mein Stolz! Mit einem gewöhnlichen Dienstmädchen verkehrte er also! Aber — es mischte sich wohl auch ein bißchen Eifersucht in meinen Stolz. Jedenfalls machte ich bei der nächsten Begegnung eine sehr überlegen, sehr hochmütig scheinende Geste und ich dankte auch nicht mehr für die Grüße.

Silvester war gekommen. Die Eltern meines Zöglings waren außer Haus gegangen, um Silvester zu feiern. Ebenso die Köchin und das Stubenmädchen. Nachdem ich den kleinen Gyuri zu Bette gebracht hatte, schrieb ich einen langen Brief an meine Eltern und legte mich dann frühzeitig nieder. Doch vermochte ich nicht einzuschlafen. Gedanken kamen und gingen. Ich fühlte

mich sehr einsam. Von der Straße herauf klangen Rufe: „Prosit Neujahr!“ An meine Eltern dachte ich, an die Geschwister. Wie mochte es der armen Margarete gehen, der herzleidenden Schwester? Tage gibt es, Stunden, die das Alleinsein, die Vereinsamung besonders schwer empfinden lassen. In diese drückende Einsamkeit der Neujahrsstunde kam ein Gruß von Koloman, der Telegraphenbote brachte eine Glückwunschedepesche von ihm. Sie rührte mich sehr, diese Aufmerksamkeit machte starken Eindruck auf mich und nun war der Bann gebrochen.

Das konnte ich mir freilich nicht versagen, ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft nach dem ärmlich gekleideten Mädchen, mit dem ich ihn gesehen hatte, zu fragen. Ich sagte ihm, ich wolle seine Liebe nicht mit einer anderen teilen. Er beruhigte mich — das Mädchen habe auf einen seiner Kameraden gewartet. Ich erwähne dieses Gespräch, weil Koloman mir schon damals von den Arbeits- und Lebensverhältnissen dieser Mädchen erzählte und mir zeigte, daß es edler sei, diesen armen Menschen zu helfen, als ihrer Armut wegen auf sie herabzuschauen. Ich war beschämt und war es deshalb, weil ich ihm rechtgeben mußte. Von nun an und gerade deshalb, weil er so offen über diese Fragen mit mir gesprochen hatte, empfand ich starkes Vertrauen zu ihm, das sich bald in innige Liebe verwandelte, in eine Liebe, die uns fest verband bis zu seinem Tode...

Als er mir später einmal sagte, er sei Sozialist und ich ihm antwortete, daß auch mein Vater schon lange Sozialist sei, war er hochofrenet. Sofort schrieb er meinen Eltern einen langen Brief, in dem er seinen Lebenslauf schilderte, seine Freude über die Gesinnungsgleichheit aussprach und um meine Hand bat. Von seiner Mutter kam ein Brief, der mich als ihre zukünftige Tochter begrüßte. Im Herbst 1913 rüstete Koloman ab und fuhr in seine Heimat, um dort eine Arbeitsstelle zu suchen. Er kam sofort bei seinem Schwager, der Baumeister in Lugos war, als

Baupolier unter. Zu Weihnachten besuchte ich zum ersten Male meine Schwiegermutter, in großem Familienkreise wurde die Verlobung gefeiert. Ich reiste dann zurück nach Szegedin, wo ich wieder eine Stelle bei Kindern angenommen hatte. Zu Pfingsten 1914 reiste ich gemeinsam mit Koloman zu meinen Eltern. Beim Abschied, wir sollten nach Lugos reisen, um dort zu heiraten, kam meine gute Mutter mit meinem ersten Kinderstrumpf, in dem sie nach altem Volksbrauch mein Heiratsgut gespart hatte — hundertfünfzig Kronen in Silber. Das war sauer erworbenes und wirklich vom Munde abgespartes Geld. Wie meine Mutter es möglich gemacht hatte, eine für unsere Verhältnisse ungewöhnlich große Summe zu ersparen, blieb mir rätselhaft. Vater allein hatte doch verdient, vier Kinder waren zu versorgen und sie waren immer zwar einfach, aber sauber gekleidet gewesen und immer ordentlich ernährt worden. Weil ich die Armut und die Sorgen meiner Eltern kannte, hatte ich nichts erwartet und war sehr überrascht und sehr ergriffen...

Wir reisten nach Lugos, wo ich bei meiner zukünftigen Schwägerin Obdach erhielt. Eine Zweizimmerwohnung wurde gemietet, Kolomans Mutter sollte bei uns wohnen. Da ich noch meine Papiere in Ordnung bringen mußte — ich war noch unmündig und mußte mich erst von meinem Vater mündig erklären lassen — konnten wir nicht sofort heiraten. Wir setzten unsere Trauung für den 5. August 1914 fest. Da es in Ungarn auch in den ärmsten Kreisen üblich war, eine große Hochzeitstafel zu machen, konnten wir von diesem Brauche nicht abgehen. Die Vorbereitungen für die Hochzeit nahmen immer größeren Umfang an. Gänse und Enten wurden gestopft, Mehlspeisen gebacken.

Am 28. Juli wurde an Serbien der Krieg erklärt.

Koloman mußte sofort einrücken und die Trauung auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

WÄHREND DES KRIEGES

Am 1. August kehrte ich mit zerbrochenen Hochzeits träumen zu meinen Eltern nach Marburg zurück. Nie werde ich vergessen, wie unmittelbar nach der Kriegserklärung in Lugos ein paar arme serbische Fischer von einer Horde Hurrapatrioten behandelt wurden! Die Fischer, die ahnungslos mit Frauen und Kindern des Weges kamen, wurden beschimpft und bespuckt, durch die Straßen gejagt, geschlagen und wenn sich nicht Schutzleute und ein paar Männer, denen der Krieg nicht die Köpfe verdreht hatte — und zu denen gehörte auch Koloman — ihrer angenommen hätten, wären sie wohl gelyncht worden. Das war eines der letzten Bilder aus Lugos, die in meinem Gedächtnis haften blieben.

Koloman, der als Standesführer nicht an die Front mußte, sondern in Szegedin Dienst machte, kam zu Weihnachten nach Marburg, um mich zu holen. In Szegedin mieteten wir ein kleines Zimmerchen und am 3. Jänner 1915 heirateten wir in aller Stille. Koloman kam um halb zwölf mit zwei Kameraden, den Trauzeugen, zum Rathaus, wo ich in gewöhnlicher Straßenkleidung eintraf. Nach der standesamtlichen Trauung — auf die kirchliche verzichteten wir — gingen wir in ein Gasthaus, um ein einfaches Mahl einzunehmen. Die Kameraden Kolomans mußten wieder in die Kaserne und ich mußte gleichfalls um ein Uhr meinen Dienst antreten — ich war Krankenpflegerin

geworden. Die Krankenpflegerinnenmontur war mein eigentliches Hochzeitskleid.

Ein Jahr blieben wir allein, dann aber entschlossen wir uns, weil mir die Hausarbeit nach dem oft achtundvierzigstündigen durchlaufenden Dienst doch zu schwer wurde, Kolomans Mutter zu uns kommen zu lassen.

Es gab damals bei weitem nicht genug geeignete Pflegerinnen. Die wenigen mußten äußerst anstrengende Arbeit leisten. Dann vor allem, wenn große Verwundetentransporte kamen. Achtundvierzig Stunden Dienst, dann zwei Stunden frei und dann wieder vierundzwanzig Stunden Dienst! Zu den großen körperlichen Anstrengungen kamen schwere seelische Erregungen — nicht nur der Anblick unsäglichen menschlichen Leidens, sondern noch mehr menschliche Härte, ja Grausamkeit gegen die Leidenden erschütterten mich bis ins Innerste.

Ich habe nur wenig vom Krieg gesehen, sicher nur einen winzigen Teil seiner Schrecken, aber ich kann es nicht begreifen, daß so viele Menschen diese Greuel vergessen hatten und sich wieder für einen Krieg begeistern konnten.

Eineinhalb Jahre lang arbeitete ich als Krankenpflegerin. Dann ertrug ich die Mühe und die Erregungen dieses Berufes nicht mehr. Ein Oberarzt aber, der wie ich aus Österreich stammte, wollte mich nicht weglassen und verschaffte mir eine Stelle in einer Superarbitrierungskanzlei. Ich hatte deutsche und ungarische Befunde zu schreiben. Da ich mich ziemlich rasch einarbeitete, war ich bald „unentbehrlich“. Je nach der Laune und dem Eifer des jeweiligen konstatierenden Arztes hatte ich an manchen Tagen wenig, an anderen Tagen wieder sehr viel zu tun. Die Befunde mußten auf vorgedruckte Formulare geschrieben und dann in ein Buch eingetragen werden. Nicht selten bekam ich von dem vielen ermüdenden Schreiben starken Krampf in der rechten Hand...

Auch in dieser Kanzlei erlebte ich mancherlei Bemerkenswertes, auch Böses. Das Schlimmste war, mit ansehen und an-

hören zu müssen, wie die Soldaten von den Ärzten, die sie auf ihre Felddiensttauglichkeit untersuchten, behandelt wurden. Besonders hervorgetan hat sich durch ein Übermaß von Brutalität ein Oberarzt. Er nannte jeden, der zur Untersuchung kam und wenn der Arme noch so offensichtlich krank war, einen Simulanten. Kam ein Kranker, der sich auf Krücken stützte, riß er ihm diese weg. Ich habe es mitangesehen, wie die ihrer Stütze Beraubten der Länge nach hinschlugen. Ich habe es mitangesehen, wie der Oberarzt an einem Soldaten, der sechsundzwanzig Monate im Feld gewesen war, die Krücken zerschlug. Anders wurden die Einjährig-Freiwilligen behandelt. Bei der geringsten Temperaturerhöhung wurden sie als nur zum Wachdienst tauglich erklärt. Und Temperaturerhöhungen wußten sich manche zu verschaffen. Ich habe einmal, ohne es zu wollen, gehört, wie einige dieser Vaterlandshelden darüber berieten, wie das anzustellen sei, wie sie einander erzählten, daß sie Kreide und schwarzen Kaffee und ganze Zigaretten geschluckt hatten. Aber selbstverständlich waren sie kriegsbegeistert!

Daß ein Mensch vor den Augen einiger Ärzte verrecken muß, ohne daß ein Versuch zur Hilfeleistung gemacht wird, hätte ich nie für möglich gehalten. Aber es ist möglich! Unsere Kanzlei lag zu ebener Erde, so daß man vom Schreibtisch aus bequem die vorüberführende Straße überschauen konnte. Eines Tages sah ich, wie eine arme, mit einem Korbe belastete Frau plötzlich zusammensank und niederfiel. Ich machte sofort den Arzt auf die Leidende aufmerksam, die, wie ich meinte, einen epileptischen Anfall bekommen habe. Sie hatte weißen Schaum vor dem Munde. Der Arzt warf durch das Fenster einen flüchtigen Blick auf die Kranke, sah, daß sie bloß eine arme Frau war, und sagte in aller Gemütsruhe, das gehe ihn nichts an. Ich kannte die Roheit dieses Menschen bereits zur Genüge und machte deshalb gar nicht den Versuch, ihn doch zur Hilfeleistung zu bewegen. Ich lief in die benachbarte Kanzlei zum Regimentsarzt und meldete in hastigen Worten den Vorfall.

Auch der Herr Regimentsarzt ließ sich dazu herbei, durch das Fenster nach der Kranken zu blicken, sagte aber dann: „Der Herr Oberarzt ist doch zuerst verpflichtet, zu helfen!“ Als ich erkannte, daß auch der Regimentsarzt nicht zu rühren war, rannte ich die Stiege hinauf in die Krankenzimmer, wo gerade Visite war. Aber der Arzt, den ich dort traf, antwortete: „Warum gerade ich? Die Herren, die unten sind, brauchen doch nur auf die Straße zu gehen!“ Als ich, schon fiebernd vor Aufregung, erwiderte, daß die beiden anderen Herren nicht wollen, bemerkte er kalt: „Ich will auch nicht!“ Weinend lief ich hinunter, holte zwei Wärter und ließ die Frau auf eine Bahre legen und in das Vorhaus tragen. Dann telephonierte ich nach der Rettungsgesellschaft. Als die Ambulanz kam, war die Frau bereits verschieden, sie war an Herzschwäche gestorben. Vielleicht hätte ihr kein Arzt zu helfen vermocht — aber der Versuch hätte doch gemacht werden müssen! Als ich in die Kanzlei zurückkam, war der Oberarzt sehr ungehalten, weil ich wegelaufen war. In mir kochte es vor Wut und Empörung; ich wartete nur auf den geeigneten Augenblick, mir Luft zu verschaffen. Als ich in der Mittagsstunde alle drei Ärzte in der Kommandanturskanzlei wußte, ging ich hinein, pflanzte mich vor ihnen auf und hielt ihnen eine Strafpredigt:

„Pfui Teufel! Die Herren nennen sich Christen und lassen eine arme Frau auf der Straße krepieren! Drei Ärzte in der Nähe — und einen Menschen läßt man hilflos liegen! Oh, wäre es nur eine verschleierte Dame gewesen (damals trug man Schleier), so wären alle drei Herren gerannt, damit am nächsten Tage in der Zeitung stehen könnte: der und der Arzt war sofort da und leistete erste Hilfe. Mit solchen herzlosen Menschen will ich nichts zu tun haben, suchen Sie sich eine andere Schreibkraft!“

Weinend lief ich nach Hause.

Am folgenden Tage kam eine Ordonnanz, um mich im Namen des Regimentsarztes zu ersuchen, doch wieder zurück-

zukommen. Nach einigen Tagen der Überlegung nahm ich meine Arbeit wieder auf. Nachträglich war den drei Ärzten der Vorfall natürlich sehr unangenehm...

Ich habe nie verheimlicht, daß ich Sozialistin bin, ich sagte es oft ganz frei heraus. Anfangs wollte mich der eine oder andere Arzt deswegen lächerlich machen, aber ich wußte mich so gut zu wehren, daß man es bald vermied, mit mir noch über politische Fragen zu sprechen.

Ich war mittlerweile in der Partei heimisch geworden und begann eifriger für sie zu arbeiten.

Koloman arbeitete während des Krieges genau so im Parteisekretariat wie während seiner Dienstzeit im Frieden. Wir hatten auch in dem Hause, in dem das Parteisekretariat untergebracht war, Wohnung genommen, um ungehinderter arbeiten zu können. In einer nahe gelegenen Textilfabrik waren einige hundert Frauen beschäftigt, die meinen Mann mit ihrem Verlangen nach Rechtsauskünften viel in Anspruch nahmen. Die wenigen Männer, die als Fachleute benötigt wurden, waren meist „Enthobene“, standen unter dem Kriegsdienstleistungsgesetz und konnten sich deshalb nicht öffentlich politisch betätigen, ohne „einrückend“ gemacht zu werden. Was als höchste Ehre angepriesen wurde, der Frontdienst, wurde zugleich als schwerste Strafe angewendet. — Die Arbeit der Frauen war schwer, elend bezahlt, die Arbeitszeit dauerte sechzehn bis achtzehn Stunden. Als einmal einige mutige Arbeiterinnen versuchten, nach zwölfstündiger Arbeit den Betrieb zu verlassen, hielt sie der Portier auf Befehl des militärischen Leiters der Fabrik mit Nadelstichen zurück. Kein Irrtum! Mit Nadelstichen! Er war mit zwei langen Nadeln bewaffnet, mit denen er auf die Arbeiterinnen, die heimgehen wollten, los stach. Aber je schwieriger es den unterernährten Arbeiterinnen wurde, so viele Stunden des Tages in der Fabrik auszuhalten, um so strenger wurde der Druck der Vorgesetzten, um so ärger wurden die Schikanen der Meister. Aber um so mehr wuchs auch

der Unwille der Arbeiterinnen — und eines Tages kam es zu einer richtigen Revolte.

Man holte mich: ich solle zu den Arbeiterinnen sprechen. Nun hatte ich zwar schon in Diskussionen und Sitzungen gesprochen, aber doch noch nie eine richtige Rede gehalten. Und gar eine Rede in ungarischer Sprache! Zwar hatte ich bereits ganz gut ungarisch gelernt, aber die Sprache war mir doch nicht so geläufig, daß ich mir eine magyarische Rede hätte zutrauen dürfen. Die Arbeiterinnen, die mich einluden, zerstreuten aber meine Bedenken, wehrten alle Einwände ab — ich mußte einfach mitgehen. Feige war ich nie und das, was ich für meine Pflicht hielt, habe ich immer getan. Ich ging also mit. Durch das Tor, bei dem der Portier Wache hielt, konnte ich selbstverständlich nicht in die Fabrik. Was also tun? Mit Hilfe einiger Arbeiterinnen kletterte ich über die Fabriksmauer in den Hof, in dessen Mitte zwei aufeinandergetürmte Fässer standen. Während ich auf einer rasch herbeigeholten Leiter das obere Faß erklimmte, von dem aus ich sprechen sollte, erklang ein Pfiff und wie die Bienen schwärmten die Arbeiterinnen aus den Fabrikräumen in den Hof und bald umdrängten sie mich in dichten Haufen. Ich fing mit ganz einfachen Worten zu sprechen an, von der Schande, arbeitende Frauen so zu behandeln. Wenn nicht Abhilfe geschaffen werde, sollten sie in den Streik treten.

Beifall, der mich unterbrach, ermutigte mich, feuriger, leidenschaftlicher zu sprechen. Plötzlich öffnete sich das Faktortor und acht oder zehn berittene Polizisten sprengten in den Hof und drangen, mit den Säbeln herumfuchtelnd, auf die Frauen ein. Nun schwoll die Empörung der Arbeiterinnen zu rasender Wut an. Eßkannen, Bierflaschen, Blechteller durchsausten die Luft und die Polizisten, deren Kommandant eine Flasche an den Kopf bekam und rasch vom Pferde glitt und im Direktionsgebäude verschwand, mußten, wollten sie nicht von den wütenden Frauen gelyncht werden, fliehen. Der Direktor floh gleichfalls, nicht bloß in ein Gebäude, sondern aus der

Fabrik. Ich versuchte nun die Frauen zu beruhigen, aber deren Erregung war zu groß. Sie verließen sofort den Betrieb und erklärten den Streik. Nach wenigen Tagen wurden die Forderungen der Streikenden bewilligt. Ich jedoch bekam acht Tage Polizeiarrest. Mit einem Gefühl wonnigen Stolzes nahm ich diese Strafe an. Ich hatte ja zur Verbesserung der Arbeitsverhältnisse der armen Frauen beitragen dürfen!

Schlimmer aber erging es Koloman.

Bald nach unserer imposanten Maifeier kam ich eines Abends um sieben Uhr nach Hause. Als ich in die Wohnung trat, sah ich einige Herren in Zivil und einen Oberleutnant, die alles durchsuchten. Mein Mann stand in einer Ecke, neben ihm sein Bruder Franz, der eben von Polen auf Urlaub gekommen war. Einige sozialistische Zeitschriften und Bücher, die man fand, wurden als belastendes Material beschlagnahmt. Meinem Mann befahl man, sich anzukleiden und mitzugehen. Ich wollte selbstverständlich auch mitgehen, aber mir wurde strenge aufgetragen, das Haus nicht zu verlassen. Am späten Abend schlichen mein Schwager und ich durch eine Türe, die in eine Seitengasse führte, aus dem Hause. Zunächst liefen wir nach der Kaserne, um zu fragen, ob Koloman dorthin eingeliefert worden war. Er war nicht dort. Wir eilten zurück in die Stadt, wußten aber nicht, wo wir Koloman suchen sollten. Nun hatten wir einen besonderen „Familienpfiß“, mit dem wir einander häufig zu rufen pflegten. Diesen Pfiß stießen wir vor jedem öffentlichen Gebäude aus, an dem wir vorüberkamen. Auch vor dem Szegediner Rathaus. Und siehe — wir hörten plötzlich Antwort! Wir gingen dem Laute nach und entdeckten endlich, daß die Antwort aus einem Kellerfenster heraufklang. Wir pfißten wieder, um Koloman anzuzeigen, daß wir ihn gefunden hatten. Helfen konnten wir freilich im Augenblick nicht. Wir beschloßen, zum Kommandanten zu gehen und uns bei ihm nach Koloman zu erkundigen. Der Kommandant der Polizeiwache machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte, er bedauere

uns, aber den Wallisch bekämen wir wohl nicht mehr lebend heraus; er komme vor das Militärgericht und werde wegen Hochverrats und Meuterei unbedingt zum Tode verurteilt. Ich glaubte, das Herz müsse mir vor Seelenangst stehenbleiben. Ich war ganz fassungslos, verwirrt, ich weinte hemmungslos. Mein Schwager suchte mich zu beruhigen und meine Gedanken auf etwas Naheliegendes, Praktisches zu richten, auf eine Aufgabe, die zugleich für Koloman eine kleine Erleichterung bringen sollte. Er fragte, ob uns erlaubt werden könne, dem Gefangenen das Essen zu bringen. Das wurde gestattet, mit der Bemerkung, die letzten Tage vor dem Tode werde so etwas schon erlaubt. Laut weinend verließ ich mit meinem Schwager das Kommando. Das Essen, das ich an den nächsten Tagen brachte, mußte ich stets erst vor den Augen des Wärters kosten. Man wollte einer etwaigen Vergiftung des Gefangenen vorbeugen.

Ich lief an den folgenden Tagen von einem Vorgesetzten Kolomans zum andern, um Hilfe für meinen Mann zu erflehen. Ich fuhr nach Temesvar zu einem sozialistischen Advokaten, den ich um Beistand bat, — Franz reiste nach Budapest zum Kriegsministerium. Ich rief auch für einen Abend die Vertrauenspersonen der Partei zusammen, um ihnen mein Leid zu klagen. Sofort wurde beschlossen, eine Abordnung zum Militärkommandanten der Stadt und zum Bürgermeister zu senden. Meine Bemühungen waren auch nicht erfolglos. Alle Vorgesetzten Kolomans gaben das Zeugnis ab, daß er einer der tüchtigsten Unteroffiziere sei. Die Arbeiterschaft erklärte in einem Flugblatt, daß die Verzweiflung der Arbeiter schon sehr hoch gestiegen und die Luft gefahrenschwanger sei, so daß es nur eines Funkens bedürfe, um die Explosion herbeizuführen. Werde Wallisch verurteilt, dann sei das Schlimmste zu befürchten.

In der Verhandlung vor dem Militärgericht, deren Ergebnis von der ganzen Stadt mit größter Spannung erwartet wurde,

erklärte Koloman offen, er sei seit seiner Lehrzeit Sozialist und es sei seit jeher sein Bestreben, den armen unterdrückten Proletariern zu helfen. Der Stabskommandant sagte als Zeuge, er könne über Wallisch nur das Beste aussagen. Er habe immer geglaubt, Wallisch sei ein anständiger Mensch und jetzt müsse er hören, er sei ein Sozialist! Worauf Wallisch bemerkte, daß nur ein anständiger Mensch Sozialist sein könne. Die Beratung währte ziemlich lange. Die Richter schienen doch schon etwas zu ahnen von der wachsenden Unruhe in der Bevölkerung, von der zunehmenden Feindschaft gegen den Krieg. Auch die Vertreter der Budapester Militärbehörden sprachen sich sehr energisch gegen ein Todesurteil aus. Wallisch wurde nun nicht einmal zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, sondern — zum sofortigen Abgang ins Feld! Ach, welcher Stein mir da von der Brust fiel! Denn mir blieb die Hoffnung auf Rückkehr meines Mannes aus dem Feld...

Koloman wurde nun auf freien Fuß gesetzt, durfte aber während der wenigen Tage, die er noch in Szegedin verbrachte, die Wohnung nicht verlassen. Mehrere Male des Tages kam ein Detektiv, um nachzusehen, ob Wallisch daheim sei und um darauf zu achten, daß er sich ja nicht politisch betätige. Aber — Koloman leistete auch während dieser Zeit Parteiarbeit! Wir wohnten ja im Arbeiterheim, unser Zimmer lag anschließend an den Saal. In diesem Saal hielt mein Mann Versammlungen ab und Sitzungen mit den Vertrauenspersonen, während ich vor dem Haustor Posten stand, um rechtzeitig warnen zu können. Meldete ich den Besuch des Detektivs an, so begab sich Koloman aus dem Beratungssaal in unsere Wohnung, um ihn daheim empfangen zu können. Er setzte sich hin und blätterte in irgend einem Buch.

Warum aber war Koloman verhaftet und vor das Militärgericht gestellt worden?

Die Arbeiterinnen der Textilfabrik hatten beschlossen, den 1. Mai durch Arbeitsruhe zu feiern. Einige Tage vorher hatte

eine Abordnung beim Direktor vorgeschlagen und die Freigabe des 1. Mai gefordert. Wütend war der Direktor aufgesprungen. Nie werde er das dulden! Er warf die Abordnung einfach hinaus. Was tun? Der Wallisch muß her! Eine Versammlung beauftragte Wallisch, beim Direktor vorzusprechen und die Freigabe des 1. Mai zu verlangen. Koloman, der alles andere als feige war, fügte sich dem Wunsche der Versammlung, obwohl er natürlich genau wußte, wie gefährlich das Unternehmen für ihn war. Ein k. u. k. Feldwebel verhandelte mit einem Unternehmer über die Maifeier! Koloman wußte so überzeugend zu sprechen, so überzeugend dem Direktor darzustellen, daß ihn die Freigabe des 1. Mai vor größeren Schaden bewahre, weil dadurch ein Streik vermieden werde, daß der Direktor schließlich doch ja sagte und Wallisch gegenüber bemerkte, noch nie habe jemand so vernünftig mit ihm gesprochen. Als Wallisch gegangen war, rief der Direktor den militärischen Leiter der Fabrik — den gab's damals in jedem größeren Betrieb, er mußte für die richtige Strenge gegen die Arbeiter sorgen — und erklärte: „Also am 1. Mai wird nicht gearbeitet!“ — „Wieso denn nicht?“ Der militärische Leiter, ein Hauptmann, wenn ich mich recht erinnere, war natürlich sehr erstaunt.

„Ich habe mich überzeugen lassen, daß es tatsächlich besser ist, wenn wir der Arbeiterschaft den 1. Mai freigegeben.“

„Wer hat Sie denn davon überzeugt, Herr Direktor?“

„Na, soeben war der Wallisch da.“

„Welcher Wallisch?“

„Na, Sie tun ja so, als wenn Sie gar nicht wüßten, wer der Wallisch ist!“

„Nein, ich weiß es auch nicht.“

„Na, das ist doch der Feldwebel von den Pionieren, der sich immer der Arbeiter annimmt!“

„Was, ein Pionierfeldwebel? Das ist denn doch zuviel! Den Kerl muß ich mir genauer ansehen!“

„Ich habe bereits die Zusage gegeben und was ich einmal versprochen habe, das halte ich.“

„Und ich“, rief der Hauptmann aus, „ich werde mich einmal erkundigen, wer der Wallisch ist.“

Sprach's, ging zum Telephon und rief das Kommando des Pionierbataillons an. Wer der Wallisch sei und wie er dazu komme, für die Arbeiter zu intervenieren. Der Kommandant beruhigte den Hauptmann und versprach, sofort mit dem Wallisch zu sprechen, wenn es sich überhaupt um den Wallisch vom Pionierbataillon Nr. 7 handle. Denn das könne er gar nicht glauben.

Der 1. Mai war ruhig und würdig verlaufen. Der Kommandant ließ nun Wallisch rufen und fragte, ob denn wirklich er dieser Wallisch sei, der den Arbeitern die Freigabe des 1. Mai erwirkt habe. Als der Befragte ganz offen bejahte, erwiderte der Kommandant, das könne er gar nicht glauben, daß ein so tüchtiger Unteroffizier sich so weit vergessen und etwas so Schreckliches tun könne. Das sei eines Patrioten unwürdig, ja, es sei beinahe Hochverrat. Wallisch antwortete, daß man gerade dann ein guter Patriot sein könne, wenn man den eigenen Landsleuten helfe, die vom Kapitalismus bedrückt werden. Der Kommandant wandte alle seine Redekünste an, um Wallisch von seinem „Wahn“ zu befreien. Freilich ohne Erfolg. Doch wollte er auf keinen Fall seinen tüchtigen Unteroffizier verlieren und ersuchte deshalb den militärischen Leiter, nichts gegen ihn zu unternehmen.

Aber wenige Tage nach dem 1. Mai gab es unter den Eisenbahnern der Südbahn eine kleine Revolte. Die Eisenbahner mußten fast ununterbrochen Dienst machen und bekamen dafür anstatt höherer Löhne Lohnherabsetzungen. In einer Versammlung, die über die Frage des Streiks beriet, sprach ein Vertreter der Eisenbahnerorganisation aus Budapest. Aber die Versammelten riefen: „Wir wollen den Wallisch hören! Der Wallisch

hat uns bis jetzt geholfen, er soll uns auch weiter helfen!“ Ich nahm an dieser Versammlung teil. Besorgt um meinen Mann, erklärte ich den Arbeitern, daß Wallisch doch Soldat sei und daß es für ihn sehr schlimme Folgen haben könne, wenn er in einer Streikversammlung spreche. Alles Warnen war erfolglos, die Leute bestanden darauf, daß Wallisch geholt werde und daß er rede. Nun — Wallisch stand plötzlich auf der Tribüne als k. u. k. Feldwebel und hielt eine zündende Ansprache. Der Streik wurde beschlossen und auch erfolgreich durchgeführt. Aber es gab unter den Versammelten doch einen Lumpen, der Wallisch denunzierte. Und nun war es unausbleiblich, daß er verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt wurde...

Im August 1917 ging Koloman an die russische Front. Der Abschied war mir schwer. Ich versprach beim Scheiden, die Tätigkeit in der Partei, die Arbeit für die Arbeiter fortzusetzen und ich habe mein Versprechen gehalten. Ich widmete ihr alle meine freie Zeit.

Koloman schrieb mir sehr oft. Er hatte nie die technische Ausbildung als Pionier mitgemacht, so mußte er denn auch an der Front Kanzleiarbeiten machen, Einkäufe besorgen und sich um die Verpflegung seiner Abteilung kümmern.

Das war das schrecklichste Kriegserlebnis, das er mir berichtete — ein Erlebnis, das gar nichts mit Waffentaten zu tun hatte, nichts mit „Heldentum“ und doch für den Krieg, für die Fürchterlichkeit des Krieges charakteristischer ist als alle Waffenhandlungen:

Irgendwo in Polen war es. Koloman war auf dem Wege, die hinter der Front liegenden Ortschaften aufzusuchen, um Lebensmittel einzukaufen. Da kam ihm ein etwa sechs- bis achtjähriger Junge nachgelaufen und rief: „Herr Offizier, Herr Offizier!“ Koloman ließ das verelendete, bis auf das Skelett abgemagerte Kind näherkommen. Von weitem schon rief der Knabe ihm zu: „Herr Offizier, ich weiß ein schönes Mädchel!

Kommen Sie!“ Koloman glaubte nicht recht gehört zu haben und fragte: „Was hast du zu verkaufen?“ — „Ein schönes Mädchel! Sie liegt im Bett und wartet auf einen Offizier oder einen Soldaten, der sie kauft!“ Jetzt verstand Wallisch. Der Junge bot wahrscheinlich seine Schwester an. Das kam ja so oft vor! Die armen ausgeplünderten Menschen des Kriegsgebietes wußten nicht, wie und wovon sie leben sollten. Die Prostitution war oft zur einzigen Einnahmequelle geworden. Zunächst war Koloman unschlüssig — dann aber dachte er daran, vielleicht helfen zu können. So ging er denn dem führenden Kinde nach, über schneeüberwehtes Gelände, bis sie endlich vor einem aus Lehm und Stroh gebauten Häuschen standen. Koloman klopfte an, ein zaghaftes „Herein!“ wurde hörbar, er trat ein — und schauderte zurück vor dem grauenvollen Anblick, der sich ihm bot. Auf einem Bund Stroh lag in der verräucherten Hütte ein abgemagertes, noch junges Weib und auf dem Lehmboden krochen, nur in alte Fetzen gehüllt, drei kleine Kinder herum. Als das Weib den Soldaten sah, richtete es sich auf, kroch näher und fiel vor ihm auf die Knie und bat um Essen für die Kinder. Koloman, erschüttert von dem Anblick so großen Elends, gab der armen Frau ein größeres Geldstück. Nun glaubte die Unglückliche, daß sie sich ihm hingeben müsse. Koloman wehrte ab — er sei nur gekommen, um zu helfen. Warum sie das tue — ihr Kind auf Kundenfang ausschicken? Weinend erzählte die Frau, daß vor einiger Zeit Soldaten dagewesen seien. Ihr Mann, den sie der Spionage verdächtigt hätten, sei fortgeschleppt und auf dem nächsten Baum aufgehängt worden. Sie aber sei vor den Augen der entsetzten Kinder vergewaltigt worden, von zehn oder fünfzehn Männern. Derart verwundet sei sie seitdem, daß sie ununterbrochen blute und sich kaum von ihrem Strohlager erheben könne. Die Betten und allen Hausrat hätten die Soldaten entweder zerschlagen oder weggeschleppt, ihre Kuh und zwei Ziegen geschlachtet und wäre

er, Koloman, nicht als Retter gekommen, so wäre sie mit ihren Kindern dem Hungertode preisgegeben gewesen.

So lange er in der Nähe war, schickte Koloman täglich Lebensmittel. In diesem einen Fall konnte er helfen. Aber die Tragödie jener Familie war nur eine von unzähligen. Für eine Brotrinde oder ein paar Kartoffeln gaben Frauen ihre Körper her. Wie hätten sie anders ihren und ihrer Kinder schrecklichsten Hunger stillen sollen? Diese Kriegsberichte kommen kaum in die Zeitungen, von ihnen erzählen die Kriegsbücher nur wenig, von ihnen schweigen selbstverständlich die Lesebücher und von ihnen sprach keiner der Priester, die im Kriege den Willen Gottes priesen. Und auch alle die schwiegen über solche Ereignisse, die über den Seelenaufschwung während des Krieges jubelten. Aber von der Kanzel herab wird dann gegen die überhandnehmende Unsittlichkeit gepredigt...

Koloman kam später an die italienische Front. Auch dort hat er nie an Kämpfen teilgenommen. Und doch bekam er eine ganze Menge Auszeichnungen. Er besaß das Karl-Truppenkreuz, das silberne Verdienstkreuz mit der Krone, das silberne Verdienstkreuz ohne Krone, die bronzene und die silberne Tapferkeitsmedaille, die Okkupationsmedaille von Serbien und das Ehrenkreuz für tapferes Verhalten vor dem Feinde. Wie er zu all den Auszeichnungen kam? Er hat oft lachend erzählt, daß der Kommandant jedesmal, wenn er Eingaben für Auszeichnungen machte, fragte: „Wallisch, wollen Sie auch eine Auszeichnung?“ Konnte er ablehnen? Also sagte er ja und bekam eine Auszeichnung nach der anderen in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Ich sandte meinem Manne täglich einen Brief und legte den Briefen Ausschnitte aus den Zeitungen und vor allem aus der „Nepszava“ bei, um ihn über die politischen Ereignisse zu unterrichten. Im Frühling des Jahres 1918 gab es schon sehr gefährliche Anzeichen des Stimmungswandels. Ich kann mich

erinnern, daß man damals den Umzug am 1. Mai verbot, daß aber die Arbeiter trotzdem demonstrierten. Militär wagte man nicht mehr gegen die Arbeiter einzusetzen, weil man wußte, daß sich, wenn schon nicht alle, so wenigstens Teile der Truppen weigern würden, gegen die Arbeiter vorzugehen. Man ging nicht mehr so forsch vor gegen unliebsame Politiker. Die Revolution sandte ihre Vorboten in der Gestalt kleiner Hungerrevolten.

Meine Schwester Grete war im Frühling 1918 nach Szege-
din gekommen und hatte hier eine Stelle als deutsche Korre-
spondentin einer großen Paprikafabrik erhalten. Im September
besuchte mich meine Schwester Sophie mit ihrem Bräutigam,
der einen vierzehntägigen Urlaub bekommen hatte. Er kam
schon kränkelnd an, mußte sich am nächsten Tage mit hohem
Fieber zu Bett legen und acht Tage später war er der Kopf-
grippe erlegen. Wie schwer, wie ungemein schwer war es, meine
unglückliche Schwester zu trösten! Als glückliche Braut war
sie gekommen und allein mußte sie die Heimreise antreten.
Auch meine jüngere Schwester erkrankte sehr schwer an
Grippe. Sorgsame Pflege rettete sie. Ich bewog sie, weil ich
einen Rückfall befürchtete und wußte, daß die Mutter am
besten ihr Kind zu betreuen wußte, nach Marburg zu reisen.

Aufwühlende Gerüchte durchschwirrten die Stadt — Frie-
densgerüchte. Man stand zuerst diesen Nachrichten sehr miß-
trauisch gegenüber, man vermochte an das Ende des Völker-
mordens nicht mehr zu glauben. Aber dann wurden die
Gerüchte bestimmter. Vom Waffenstillstand sprachen sie und
davon, daß die Soldaten die Front verlassen, daß sie heimkehren
und wohl nicht mehr zum Kämpfen zu bewegen seien. Wir
freuten uns auf die Heimkehr Kolomans und seines Bruders
Franz. Nun mußte ja alles gut werden! Franz kam von der
russischen Front bald zurück. Von Koloman aber bekam ich
lange Zeit keine Briefe, auch keine andere Nachricht, so daß
ich in größte Sorge geriet. Tagsüber lief ich, so oft ich konnte,

zum Südbahnhof, um ihn zu erwarten. Fast allstündlich kam
ein Militärzug mit Heimkehrern. Endlich, endlich brachte einer
auch meinen Mann! Seinen Zivilanzug hatte ich längst bereit-
gelegt.

Kaum hatte Koloman sich gewaschen und umgekleidet,
als er auch schon fortging — ins Arbeiterheim. Das war sein
erster Weg.

UNGARISCHE REVOLUTION 1918

Sofort nach seiner Ankunft in Szegedin berief Koloman für einen der nächsten Tage eine Sitzung aller Vertrauenspersonen der Partei und für den Abend eine Versammlung ein, zu der er einen Vertreter des Budapester Parteivorstandes erbat. Schon in der Sitzung war es als Wunsch aller ausgesprochen worden, daß er die Leitung des Parteisekretariats übernehme. In der nachfolgenden Versammlung wurde dann auch beschlossen, ihn als Parteisekretär zu bestellen. Ein Herzenswunsch Kolomans war in Erfüllung gegangen. Nicht „versorgt“ wollte er werden! In seiner Heimatstadt hätte er nicht nur sofort eine Arbeitsstelle gefunden, sondern auch mit Hilfe eines Schwagers, der Baumeister war, sich nach Ablegung der Meisterprüfung bald selbständig machen können. Ein ruhiges, behagliches Leben, eine auskömmliche Existenz wäre ihm sicher gewesen. Aber Koloman wollte in der Arbeiterbewegung wirken, er wollte dem Sozialismus dienen...

Damals ging alles im Eiltempo. Die Arbeiter drängten sich in die Partei. Täglich kamen hunderte Männer und Frauen, um ihren Beitritt anzumelden. Wir mußten noch ein paar Genossen anstellen, damit die Arbeit bewältigt werden konnte. Für die Frauen wurde ich als Sekretärin bestellt, aber selbstverständlich ohne Bezüge. Wir waren immer der Meinung, daß ich, wenn mein Mann Angestellter der Partei war, ohne Bezahlung nach Maßgabe meiner Kräfte mitzuarbeiten hätte. Gerade wir Funk-

tionäre mußten das so viel kritisierte Doppelverdienertum zu vermeiden trachten.

Wir hatten in der Stadt Szegedin bald 40.000 männliche und ungefähr 10.000 weibliche Parteimitglieder. Wir gingen nicht zu den Parteimitgliedern kassieren, sondern verlangten, daß sie selber kamen, ihre Parteibeiträge zu bezahlen. Wir wollten nur solche Genossen haben, die Wert auf ihre Parteimitgliedschaft legten. Immer, auch an jedem Sonntag, war jemand im Sekretariat anwesend, um Dienst zu machen, Beiträge entgegenzunehmen und Auskünfte zu geben.

Die Szegediner Bürger hatten höllische Angst vor dem „Arbeiterrat“. Die Beauftragten des Arbeiterrates trugen sichtbare Abzeichen. Sie hatten die Aufgabe, jede ungesetzliche Handlung sofort dem Arbeiterrat zu melden, der dann die Übeltäter aburteilte. Unmittelbar nach dem Kriege gab es gar viele, die die Konjunktur, die Not und Verzweiflung ihrer Mitmenschen ausnützten, um schnell und sicher zu großen Profiten zu kommen. Diesen scheußlichen Nachkriegsgewinnlern war der Arbeiterrat ein ständiger Schrecken...

Ungefähr drei Wochen vor Weihnachten wurde ich beauftragt, eine Weihnachtsbescherung für die Kinder gefallener Parteigenossen zu veranstalten. Sofort machte ich mich gemeinsam mit einer Anzahl Genossinnen an die Arbeit. Die Ergebnisse unserer Sammlungen waren sehr befriedigend, die Solidarität der Arbeiter offenbarte sich in rührender Weise. Bei der Weihnachtsfeier konnten wir eintausendvierhundert Kinder vom Kopf bis zum Fuß bekleiden und auch noch vielen Müttern Lebensmittelpakete geben. Das war jedes Jahr mein schönstes Weihnachtsgeschenk, wenn ich Kindern, armen, ausgehungerten Proletarierkindern, Freude bereiten konnte. Ich hielt mich immer an das Pestalozzi-Wort: „Willst du glücklich sein, so gehe unter die Kinder der Enterbten und erfreue sie!“ Ich hatte oft die Möglichkeit, sie zu erfreuen, und ich war jedesmal sehr glücklich...

In Budapest hatte Karoly inzwischen seine Koalitionsregierung mit den Sozialdemokraten gebildet. Koloman wurde in die konstituierende Nationalversammlung berufen und zugleich Mitglied des sozialdemokratischen Reichsparteivorstandes. Da der bisherige Obergespan der Stadt Szegedin und des Csongrader Gebietes Anhänger des alten Regimes war, wurde er abgesetzt und Wallisch zum Obergespan ernannt. (Obergespan ist ungefähr soviel wie ein Landeshauptmann.) Nun aber begann ein wahres Kesseltreiben der Kommunisten. Viel Glück hatten sie freilich nicht. Wir hatten stets reinen Tisch, sowohl in bezug auf die Partei als auch persönlich. Wir lebten stets sehr einfach, waren auch einfach gekleidet und kannten keinerlei Luxus. Weder in Szegedin noch anderswo.

In Ungarn hatten die verschiedensten politischen Wählerreien derartig viele Unruhen verursacht, daß ihretwegen der Ausnahmezustand verhängt werden mußte. Aber er blieb nur wenige Tage in Kraft. Truppen der ehemaligen feindlichen Mächte waren von verschiedenen Seiten her ins Land eingerückt. Der französische Oberstleutnant Vyx überreichte im März der Regierung Karoly eine Note, in der die von den Siegern festgesetzte Demarkationslinie mitgeteilt wurde. Diese Demarkationslinie war so gezogen, daß ungarisches Land allen Nachbarn Ungarns zugewiesen wurde. Ein wilder Sturm erhob sich in ganz Ungarn. Die Regierung Karoly dankte ab. Es kam zur Bildung der Räteregierung.

Wir mußten uns nun mit ihren Führern zusammensetzen, so wie in Budapest die Sozialdemokraten mit Kommunisten in der Räteregierung saßen. Das Vollzugskomitee des Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates setzte ein dreigliedriges Direktorium ein, welches auch die Agenden des Bürgermeisters und des Obergespans übernahm. Diesem Direktorium gehörte auch Koloman an. — Szegedin wurde bald darauf von französischen Truppen besetzt. Eine Kundmachung forderte zur Ablieferung der Waffen auf. Wir bekamen aus Budapest den Befehl, die

Stadt zu verlassen. Wir schnürten nun zum ersten Male unser Bündel, um zu fliehen. Bündel ist nicht symbolisch gemeint, sondern ich hatte tatsächlich nur ein Bündel, in dem etwas Wäsche zusammengepackt war. Kolomans Mutter mußten wir in der besetzten Stadt zurücklassen. Wir fuhren nachts auf einem Leiterwagen mit Ochsengespann, zusammengekauert, in Tücher gehüllt, als wären wir Landleute, aus Szegedin nach Kis-Kunfelegyháza. Wir waren nun Flüchtlinge und ganz auf Gastfreundschaft angewiesen. Mit uns waren auch die Familien der kommunistischen Führer geflüchtet...

Während dieser Zeit lockerte sich die Disziplin bedenklich. Es kam immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Sozialdemokraten und Radikalen, weil diese glaubten, tun zu können, was sie wollten, und immer wieder versuchten, das Direktorium beiseitezuschieben. Damals wurden die Revolutionstribunale eingesetzt. Darüber sagte Koloman am 21. Februar 1931 in einer Ehrenbeleidigungsklage gegen die berüchtigte Zeitung „Freiheit“ des berüchtigten Szandor Weiß — die Verhandlung fand in Wien statt — als Zeuge folgendes aus: „Wir haben uns an das Justizkommissariat in Budapest gewendet und dieses bemühte sich, um Akte der Willkürjustiz zu verhindern, Revolutionstribunale einzusetzen. — Unser Revolutionstribunal amtierte in Kis-Kunfelegyháza, war aber nur für Szegedin kompetent. Wir setzten durch, daß in keinem Orte auf eigene Faust judiziert werden durfte, sondern daß jeder, der eines Verbrechens oder einer gegenrevolutionären Handlung beschuldigt wurde, ordnungsgemäß dem Revolutionstribunal überliefert werden mußte. Dadurch verhinderten wir, daß Gewaltakte unter dem Vorwand revolutionärer Justiz vorgenommen werden konnten.“ — Später zogen wir in die Nähe Szegedins, und zwar nach Szeged-Felsötanya, um von dort aus besser die Verbindung mit den Arbeitern in Szegedin aufrecht-erhalten zu können.

Inzwischen hatten die abgerüsteten Soldaten, unter ihnen das Szegediner Hausregiment Nr. 46, fast vollzählig einige Kilometer vor Szegedin in Form eines Ringes eine Front um die Stadt gebildet. Das war die „Rote Front“. — Szeged-Felsötanya, wohin wir nun übersiedelt waren, besteht fast nur aus Villen der Szegediner Bürger. Riesige Weingärten umsäumen die idyllische Sommerfrische der reichen Szegediner. — Die aus der besetzten Stadt geflüchteten Familien wurden in leerstehenden Villen, die meist möbliert und mitunter sogar luxuriös ausgestattet waren, untergebracht. Auch wir zogen in eine solche Villa. Ein einziges Zimmer nahmen wir für uns in Anspruch. In anderen Räumen waren andere Flüchtlinge untergebracht. Ich führte für alle den Haushalt; wir waren insgesamt elf Personen. Eine Winzerin, eine Kriegerwitwe, die in einer anschließenden Hütte wohnte, half mir ein wenig bei der Hausarbeit. Koloman war in seiner naheliegenden Kanzlei beschäftigt, wo ein paritätisch aus Sozialdemokraten und Kommunisten zusammengesetztes Komitee amtierte.

Koloman hatte dafür zu sorgen, daß entsprechend den im Amtsblatte verlautbarten Bestimmungen der Riesengrundbesitz des Markgrafen Pallavicini an die Bauern verteilt wurde. Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir einmal im Mai in ein Dorf fuhren — mein Mann, um mit den Bauern über die Bodenreform zu sprechen, ich, um mit den Frauen der Kleinbauern und Landarbeiter eine Versammlung abzuhalten. Koloman glaubte, den Bauern eine frohe Nachricht zu bringen, wenn er ihnen Grund und Boden antrug. Die Bauern aber begannen zu murren und zu schelten, einer nach dem andern stand auf, um den „armen Herrn Grafen“ zu bedauern und gegen die Bodenaufteilung zu protestieren. — Die Vertreter der Kirche, die seit jeher enge mit dem Großgrundbesitz verbunden war, hatten im geheimen, aber um so wirksamer die schrecklichsten Gerüchte über die rote Regierung verbreitet. Das ungarische Volk ist im allgemeinen sehr religiös, die Geist-

lichkeit hat einen ungeheuren Einfluß — es war nicht schwer, die Landbevölkerung mit Mißtrauen gegen die „gottlose“ rote Regierung zu erfüllen. Dazu kam noch manches, was dieses Mißtrauen verstärkte. Die Räteregierung gab neues Geld aus, Noten zu fündundzwanzig und hundert Kronen, bloß einseitig bedruckte Noten. Die Bauern mißtrauten dem Rätegeld. Das alte, noch umlaufende Geld, das in ihre Hände kam, gaben sie nicht mehr aus, versteckten es, weil sie dieses Geld allein für wertvoll hielten. Viele Bauern und Händler weigerten sich, Sowjetgeld anzunehmen. Schwierigkeiten auf allen Seiten! Einige Großbauern mußten bestraft werden, weil sie ihre Knechte schamlos ausbeuteten, ihnen jahrelang keinen Lohn gezahlt hatten. Das Händler- und Schieberwesen blühte, mit den notwendigsten Bedarfsartikeln wurde schamloser Wucher getrieben. Zu Kolomans Aufgaben gehörte auch die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Große Verstecke von Getreide, Mehl und anderen Lebensmitteln wurden entdeckt, die beschlagnahmten Vorräte zur Ernährung der Hungernden verwendet. Wie gut verstehe ich den wütenden Haß der „Großen“ gegen den Mann, der ihren Profit schmälerte!

Ich habe hier nicht die Geschichte der ungarischen Revolution zu schreiben, sondern nur von jenen Ereignissen zu erzählen, die mit der Tätigkeit meines Mannes zusammenhingen und bestimmend auf sein Leben wirkten. — Wir hatten schwer mit der wachsenden Not zu ringen! Die Soldaten der roten Front mußten verpflegt werden, aber wir wußten gar oft nicht, woher wir Lebensmittel nehmen sollten. Wir waren im fruchtbarsten Teil des Landes, in der Tiefebene, in der Futterkammer des ganzen Ungarlandes — und sollten große Mengen an die Zentralstellen abführen. Aber auch hier in der Kornkammer wurde schon der Mangel fühlbar! An Industrieartikeln war besonders große Not. Koloman war Tag und Nacht an der Arbeit. Wiederholt schlich er, auf die Gefahr hin, gefangen und ermordet zu werden, bei Nacht an den Wachen an der Stadtgrenze vorbei

nach Szegedin, um mit den zurückgebliebenen Genossen Besprechungen — die in einem großen Brauereikeller stattfanden — abzuhalten. Täglich kamen Flüchtlinge aus der besetzten Stadt oder aus anderen besetzten Orten, arme Menschen, die von den eben erstandenen, unter dem Schutze der Besatzungstruppen sich bildenden Banden der „Erwachenden Ungarn“ verfolgt wurden. Sozialdemokraten und Kommunisten, die den „Erwachenden“ in die Hände fielen, wurden erbarmungslos gemartert, nicht selten ermordet. Ausgestattet mit dem Gelde der Kapitalisten, wohlwollend gefördert von den Franzosen, kauften sich die Pronay und Hejjas, die Anführer der zum großen Teile aus ehemaligen, durch den Krieg beruflös gewordenen Offizieren bestehenden Weißen Garden, eine Anzahl rabiater, blutdürstiger Bauernknechte und verzweifelter Arbeitsloser. Unter Aufsicht der französischen Besatzung durften sich die Weißen bewaffnen und Terrorgruppen bilden. Alte Männer und Frauen, die im Verdacht standen, mit den Kommunisten Verbindung zu haben, wurden grausam mißhandelt. Eltern, deren Söhne an der Roten Front standen, wurden als Geiseln festgenommen. Mancher junge Mensch stellte sich, als er von der Verhaftung seiner alten Eltern erfuhr, freiwillig, um seine Lieben zu retten. Frauen von Sozialdemokraten wurden der Gesinnung ihrer Männer wegen aus den Wohnungen auf die Straße geworfen, beschimpft und mißhandelt. Über die Sowjetregierung wurden die wildesten Gerüchte verbreitet, die schauerlichsten Greueltaten wurden ihr nachgesagt, von Massentodesurteilen und Massenhinrichtungen wurde berichtet, groß aufgemacht in den bürgerlichen Zeitungen, obwohl z. B. in unserem Komitat keine einzige Hinrichtung vorgenommen wurde, wenigstens keine, von der wir etwas wußten. Es hat leider auch Bluttaten gegeben, die sinnlos waren, grausam und überflüssig. Aber wie wenige im Verhältnis zu den zahllosen Morden, die von den Weißen verübt wurden! Wie viele unserer besten Genossen wurden einfach abgeschlachtet! Wie viele Men-

schen wurden von den Detachements der Pronay und Hejjas niedergemetzelt! Ein Strom von Blut ergoß sich nach dem Siege der Gegenrevolution über das Land — aber die bürgerlichen Zeitungen, und keineswegs bloß die ungarischen, haben geschwiegen...

FLUCHT AUF GEFÄHRLICHEN WEGEN

Mein Mann war Ende Juli nach Budapest gerufen worden. Ich blieb mit einigen Genossinnen zurück. Es war, glaube ich, an einem Samstag, als zwei Genossen in die Villa kamen und erzählten, daß in Budapest die Räteregierung gestürzt und Bela Kun ins Ausland geflohen sei. Wir schenkten diesen Erzählungen keinen Glauben, wir schätzten sie nicht höher ein als die hundert anderen Gerüchte, die täglich auftauchten. Eher hielten wir einen von dem reaktionären Kecskemet ausgehenden gegenrevolutionären Putsch für möglich und wir wurden in unserem Glauben dadurch bestärkt, daß die zwei Züge, die täglich von Kecskemet nach Budapest und von dort nach Kecskemet verkehrten, plötzlich ausblieben.

Montag früh kam die Winzerin sehr aufgereggt vom Markte zurück und erzählte, sie habe erfahren, daß die Rotgardisten die Front bei Szegedin verließen, daß die Mitglieder des Direktoriums ihre Frauen und Kinder auf Leiterwagen gepackt und über die Theiß in Sicherheit gebracht hätten. Ich war natürlich sehr bestürzt, wollte aber doch nichts auf eigene Faust tun und schickte deshalb die Winzerin in die Kanzlei des Direktoriums, um zu fragen, was geschehen sei und ob auch ich packen solle. Als sie zurückkam, berichtete sie, daß die Räteregierung tatsächlich gestürzt sei, die Weißgardisten unter Führung von Horthy und Hejjas von Szegedin her im Anmarsch seien, daß mir aber die Genossen sagen ließen, ich solle,

weil ihre Frauen schon abgereist seien, noch für sie kochen; sie würden um ein Uhr kommen, mich jedoch verständigen, wenn irgend eine Gefahr drohe. Ich war beruhigt und bereitete alles für das Mittagessen vor. Als um zwei Uhr noch niemand gekommen war, sandte ich wieder die Winzerin auf Kundschaft. Sie kam bald wieder, erschöpft vom Laufen und in wilder Aufregung, weinend berichtete sie, daß keiner von unseren Leuten mehr da sei, etliche seien von den Weißgardisten gefangen und sofort an den nächsten Bäumen aufgehängt worden. In den Kanzleien sitzen Hejjas' und Horthys und durchstöbern alles und nach dem Wallisch wird geforscht. Sie redete mir zu, sofort das Haus zu verlassen und mich zu verstecken. Ich war unentschlossen, wollte mich nicht verkriechen, gab aber dem Drängen der Frau, das Haus zu verlassen, endlich nach. Ich fürchtete aber, daß mein Mann plötzlich erscheinen, gefangengenommen und umgebracht werden könnte. Die Frau versprach mir, ihn zu verbergen, wenn er auftauche. Ich grübelte noch darüber, wieso mein Mann mich nicht verständigen oder holen konnte, wenn die Gefahr so groß geworden war. Da sagte die Winzerin: „So können Sie aber das Haus nicht mehr verlassen, Sie müssen sich unbedingt verkleiden.“ Willenlos ließ ich meine Verkleidung in ein ungarisches Bauernmädchen vornehmen, ich bekam eine blaue Bluse, einen alten blauen Rock, eine blaue Druckschürze und ein rotes Kopftuch, das ich rückwärts band. Ein Paar Papucs (Pantoffeln) ergänzten meine Toilette. Nachdem ich mein Vermögen, etwa 120 Kronen in blauem Geld (österreichisch-ungarische Banknoten) und 100 Kronen in jetzt völlig wertlos gewordenem Sowjetgeld, zu mir genommen hatte, gab mir die gute Frau noch eine Winzerhaue und schob mich zur Türe hinaus. Ich versperrte die Villa, warf die Schlüssel durch das vergitterte Schlafzimmerfenster hinein, verabschiedete mich und wandte mich zum Gehen. Von der Villa zur Straße führte ein ungefähr 100 Meter langer, von Rosen begrenzter Pfad. Als ich beiläufig auf halbem Wege war, sah

ich beim Eingang fünf Männer in Uniform auftauchen. Sofort erkannte ich sie als Weißgardisten, da sie an ihren Kappen je eine weiße und schwarze Feder trugen. Erschrocken fuhr ich zusammen, ich wollte zuerst schnell kehrtmachen und davonlaufen, besann mich aber doch und ging ruhig den Männern entgegen. Ein Offizier trat schnell auf mich zu und fragte, ob der Wallisch da wohne und ob er zu Hause sei. Ganz unbefangen sagte ich, daß er wohl hier wohne, aber nicht daheim sei, daß jedoch seine Frau stündlich seine Rückkehr aus Budapest erwarte. Die Weißgardisten ließen mich stehen, liefen auf die Villa zu und droschen dort auf die versperrte Tür los.

Natürlich beeilte ich mich nun, aus der Gefahrenzone zu kommen, rannte auf die Straße, ein Stück auf ihr weiter und dann lief ich, so schnell ich konnte, in ein Maisfeld und setzte mich dort nieder. Lange saß ich in meinem Versteck. Nach dem Lärmen der Dorfhunde, die bei jedem Tritt auf der Straße ihr Geheul anfangen, dürfte es gegen Mitternacht gewesen sein, als ich endlich aus dem Maisfeld herauskroch und auf Umwegen der Villa zuschlich. Über den Zaun war ich bald hinüber und nun klopfte ich ganz sachte an das Fenster des kleinen im Garten stehenden Winzerhäuschens. Im Dunkeln kam die Winzerin heraus, sie bat und beschwor mich, sofort die Gegend zu verlassen, weil bereits Steckbriefe gegen Wallisch mit einer Kopfprämie von 120.000 Kronen und gegen mich mit einer Kopfprämie von 40.000 Kronen erlassen seien. Sie versprach mir noch, Tag und Nacht auf der Hut zu sein, um meinem Mann, wenn er kommen sollte, weiterzuhelfen.

Etwas beruhigter verließ ich wieder den Garten und ging durch die Nacht, über Äcker und Wiesen, zur Hauptstraße, auf der ich bis zum Morgen weiterwanderte. Als ich von weitem einen Menschen kommen sah, flüchtete ich wieder in ein Maisfeld, schlief dort ein und erwachte erst beim Untergehen der Sonne. Weit und breit kein Haus. Aber wenn ich auch eines gesehen hätte, hätte ich mich doch nicht hineingetraut. Daß

die Reichsstraße Szeged—Budapest streckenweise von Maulbeerbäumen eingesäumt ist, kam mir sehr zustatten. Die süßen Beeren mundeten großartig. Ängstlich wich ich den großen Herden mit ihren Hirten, die das Pußtabild so romantisch machen, in weitem Bogen aus. Unter dem Durst litt ich viel mehr als unter dem Hunger. Zum Glück gab es auch ganze große Felder heranreifender Melonen. Mit ihrem Saft löschte ich meinen Durst.

So wanderte ich mehrere Nächte hindurch mutterseelenallein, bei Tag in einem Acker schlafend und ausruhend, auf der Reichsstraße nach Budapest dahin. Da erblickte ich am Horizont eine Kirchturmspitze. Welcher Ort dort lag, wußte ich nicht. Aber ich glaubte nun, sicher schon weit genug von Szegedin entfernt zu sein, um nun auch bei Tag die Fortsetzung meiner Wanderung wagen zu können. Ich führte mir noch einmal gesammelte Maulbeeren und Melonen zu Gemüte und raffte mich dann auf, um meinen Weg fortzusetzen. Während ich in Gedanken versunken dahinschlenderte, hörte ich plötzlich Pferdegetrappel hinter mir. Ein Blick zurück: einige Reiter in Uniform. Beim nächsten Maisfeld versteckte ich mich wieder, ich ging ziemlich weit in das Maisfeld hinein und wollte mich gerade in einer Furche niederkauern, als ich hörte, wie jemand versuchte, durch den Mais mir nachzukommen. Ich lief ein kleines Stückchen weiter, als ich ganz unvermutet drei Soldaten knapp hinter mir sah. Es waren rumänische Soldaten. Ich hatte keine Ahnung, daß dieser Landesteil von den Rumänen besetzt war. Mich überfiel die Befürchtung, ich sei fehlgegangen und auf rumänisches Gebiet geraten!

Einer der Soldaten erfaßte mich am Arme, ich wollte mich losreißen, doch der eiserne Griff sagte mir, daß es kein Entkommen gäbe. Zitternd blieb ich stehen, das Kopftuch rutschte mir in den Nacken. Der eine der Soldaten umarmte mich und sagte irgend etwas auf Rumänisch. Ich verstand nichts. Der andere bemerkte meine kleinen Ohrgehänge und im Nu hatte

er sie herausgerissen und in seine Brusttasche gleiten lassen. Der mich umarmte, spürte oder hörte ein Rascheln an meiner Brust. Ich hatte das Sowjetgeld vorne in den Kleiderausschnitt getan, das „blaue“ hatte ich unter meinem Haarknoten versteckt. Sofort griff der Soldat in den Kleiderausschnitt, nahm das Geld heraus, betrachtete es und gab dann die Hälfte seinen Kameraden.

Plötzlich sah ich, wie der eine der Soldaten an seinen Kleidern zu nesteln begann. Ich fing an, um Hilfe zu schreien, deutsch und ungarisch, ich schrie so laut und soviel ich konnte. Vor Angst schwand mir fast die Besinnung — mir wurde zur schrecklichen Gewißheit, daß die Soldaten mich vergewaltigen wollten. Eine der Bestien hielt mir den Mund zu, ich wurde hin und her gerissen, so daß ich glaubte, es werde um mich gerauft. So furchtbar, wie ein solches Erlebnis für eine Frau ist, kann, glaube ich, nur noch wenig anderes sein. Ich sank fast um vor Entsetzen, da wurde ich in die Höhe gerissen — ich sah einen ungarischen Bauern, der mich schützend in seine Arme nahm. Wieso war auf einmal ein ungarischer Bauer in seiner weißen Gatja da? Die Rumänen ließen ab von mir, der Bauer sprach mir unverständliche Worte zu den Soldaten, worauf diese, ihre Kleider wieder in Ordnung bringend, abzogen. Als ich mich ein wenig von meinem Schreck erholt hatte und der Bauer mich auszufragen begann, wer ich sei, woher ich käme und wohin ich wolle, wußte ich im Augenblick gar nicht, was ich sagen sollte. Ich erfuhr im Laufe des Gespräches, daß der Bauer mit zwei Knechten in der Nähe des Ackers war, als er meine Hilferufe hörte. Böses ahnend lief er dem Schrei nach und fand mich in den Armen der Soldaten. Er gab mich, sofort die Situation überschauend, mit einigen rumänischen Worten, die er in der Kriegsgefangenschaft gelernt hatte, als seine Schwester aus. Er drohte den Soldaten, sie beim Kommando anzuzeigen, und bekam mich dadurch frei. Ich erzählte, daß ich von Czongrad käme, mein Bräutigam sei

bei der Roten Armee gewesen, habe flüchten müssen und sei nun in Budapest, wohin auch ich wolle. An meiner Aussprache erkannte der Bauer sofort, daß ich keine Ungarin sei. Er blieb aber unverändert freundlich und forderte mich auf, bis zum Abend zu warten, dann nähme er mich nach Kiskunmajsa mit, wo er seinen Besitz habe. Langsam erholte ich mich, ich bekam Wein, ein Stück Brot und Speck. Seit einer ganzen Reihe von Tagen die ersten festen Bissen, die mein Magen bekam.

Die Sonne war schon im Sinken, als der Bauer mit den Knechten kam und mich aufforderte, mitzugehen. Während des Weges sprachen meine Gefährten von den brutalen Rumänen und vom Sturze der Bolschewiken. Einmal fragte ich sie so beiläufig, ob sie nichts von Szegedin wüßten. Mich interessiere alles, weil dort meine Eltern wohnen. Da erzählten sie, daß man den Wallisch in einem Bahnwächterhaus versteckt gefunden habe, daß er gezwungen worden sei, sein Grab selbst zu schaufeln und daß man ihn gleich an Ort und Stelle erschossen habe. Das erzählte der eine der Knechte, der andere aber behauptete: Nein, aufgehängt ist er worden! Es kostete mich einen ungeheuren Aufwand an Selbstbeherrschung, um nicht laut aufzubrüllen vor Herzweh und mich nicht zu veraten. Todestraurig trottete ich neben meinen Rettern dahin, bis wir an die Grenze der Marktgemeinde kamen. Beim Orts- eingang wurden wir von Weißgardisten angehalten und nach unseren Ausweispapieren gefragt. Damals mußte jeder Ortsbewohner eine vom Gemeindeamt ausgestellte Legitimation besitzen. Der Bauer behauptete, ich habe meinen Passierschein auf dem Wege verloren, ich werde mir morgen einen anderen ausstellen lassen. Ohne weiteres ließ man mich gehen und der Bauer nahm mich mit auf seinen Besitz. Mein Beschützer war ein Mittelbauer, hatte einen Stall mit vier Pferden, sieben Kühen und etlichen Schweinen und ein einfaches kleines Bauernhaus mit zwei Stuben und einer Küche.

Seiner hochschwangeren Frau, die in der Küche herumhantierte, erzählte der Bauer, daß er mich vor der Vergewaltigung durch eine Soldatenbande gerettet habe. Ich wurde gleich zum Abendbrot eingeladen, konnte aber begreiflicherweise nicht viel essen und fragte die Bäuerin, die mich mit mißtrauischen Blicken betrachtete, ob ich mich gleich niederlegen dürfe. Sie sagte ja, aber nicht im Hause, da habe sie keinen Platz; es sei heiß, ich könne ja auf dem Heuboden liegen. Ich war froh, daß ich endlich ein Dach über dem Kopfe hatte und stieg über eine Leiter hinauf ins Heu. Kaum war ich oben, als mich das Weh überwältigte und ich laut zu weinen anfang. Unten muß jemand mein Schluchzen und Weinen gehört und die Bäuerin aufmerksam gemacht haben, denn sie kam trotz ihrem Zustand über die ziemlich steil aufgerichtete Leiter heraufgestiegen, ließ sich neben mir nieder, bettete meinen Kopf an ihre Brust und tröstete mich. Obwohl sie sehr in mich drang, ihr zu sagen, wer ich in Wirklichkeit sei, sie habe mir sofort angesehen, daß ich kein ungarisches Bauernmädchen wäre, sagte ich ihr das gleiche wie ihrem Mann, bat sie aber auch, sie möge mir weiter helfen, damit ich nach Budapest kommen könne. Sie meinte, ich solle wenigstens einige Tage bleiben, bis sich einige benachbarte Bauern an meine Anwesenheit gewöhnt hätten. Sie werde mich als ihre Kusine aus Budapest ausgeben, ich solle, da sie ihre schwere Stunde jeden Tag erwarte, doch wenigstens so lange bei ihr bleiben; sie habe ja noch zwei Kinder im Alter von fünf und sieben Jahren, meine Hilfe wäre also sehr wertvoll. Ich versprach ihr, zu bleiben, sie küßte mich, nahm mich an der Hand und führte mich über die Leiter hinunter wieder ins Haus, wo sie mir in einer Kammer ein hochaufgerichtetes Bett anwies. Ich schlief trotz meiner Müdigkeit nicht gleich ein, ich weinte und weinte, daß der Polster durch und durch naß wurde. Weinend schlief ich ein.

Früh, kaum daß es dämmerte, konnte ich nicht mehr schlafen. Mit brummendem Kopf, dumpf wie nach einer schwer

überstandenen Krankheit, stand ich auf, ging zum Brunnen, wusch mich und ging dann in die Küche und machte mich gleich nützlich, indem ich einheizte, abwusch und aufräumte. Die Bäuerin erzählte mir im Laufe des Tages, daß sie gemeint habe, ich sei eine Geliebte ihres Mannes, da sie ja hochschwanger sei und sie schon oft gehört habe, daß sich während dieser Zeit die Männer eine andere nehmen müssen. Sie könne zwar ihrem Mann gar nichts Übles nachsagen, aber sie habe es eben geglaubt. Ich beruhigte sie, sie faßte Vertrauen zu mir und war recht lieb und gut.

Schon waren acht Tage vergangen, die Bäuerin machte gar keine Anstalten zur Entbindung, ich war von quälender Sorge um meinen Mann erfüllt, an dessen Tod ich nicht zu glauben vermochte. Also sagte ich eines Tages zur Bäuerin, daß ich auf das Gemeindeamt gehe und einen Passierschein verlange, damit ich nach Kiskunfelegyhaza gehen und von dort nach Budapest fahren könne. Ich bat sie, mir zu bestätigen, daß ich wirklich ihre Kusine und bei ihr auf Besuch gewesen sei. Sie antwortete, daß sie nur sehr schlecht schreiben könne und sich nicht blamieren wolle. Der Bauer war schon einige Tage draußen in der Pußta mit dem ganzen Personal von Tagelöhnern, Landarbeiterinnen und Knechten. Ich war also allein mit der Bäuerin und den Kindern. Zu allem entschlossen, ging ich eines Tages, es war ein Samstag, auf das Gemeindeamt, wo ich ziemlich lange warten mußte, ehe ich vorgelassen wurde. In einem dem Gemeindeamte gegenüberliegenden Schulhause waren unzählige Rotgardisten, die auf der Flucht von der roten Front von den Weißgardisten gefangengenommen worden waren, eingesperrt. Sie wurden, wie ich von den wartenden Leuten hörte, teils einzeln zu Verhören geführt, von denen sie nicht mehr zurückkamen, teils aber in Rudeln an Leiterwagen gehängt und deren Pferde zum schnellsten Lauf angetrieben, damit die Armen, wenn sie nicht mehr weiter konnten, zu Tode geschleift werden mußten. Als ich das von einigen ungarischen Arbeiterinnen

erzählen hörte, konnte ich es nicht glauben. Später habe ich es mit eigenen Augen gesehen...

Ich mußte wohl eine Stunde warten, bis ich endlich die Kanzlei betreten durfte, in der an einem Tische ein glattrasierter, geschniegelter und pomadierter Mann im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren saß. Er fragte, ohne mich anzuschauen, was ich wolle, nicht vielleicht höflich, sondern gleich mit dem Worte „Du“, was im Munde von Amtspersonen stets geringschätzig gemeint ist. Ich bat, natürlich in ungarischer Sprache, um einen Passierschein. Er fragte nach dem Namen. Als ich sagte, ich heiße Ilonka Lakatos, schaute er auf, drehte sich mir ganz zu und fixierte mich eindringlich. Mir wurde unter seinem Blick bald heiß, bald kalt. Er fragte, bei wem ich wohne und woher ich komme. Ich behauptete, schon lange bei meiner Kusine auf Besuch zu sein. Er betrachtete mich noch einmal genau und sagte dann: „Nein, nein, du bist kein Bauernmädchel, du hast zu kleine Hände und Füße!“ Ich darauf: „Bauernmädchel bin ich ja auch keins, ich bin Schneiderin in Budapest.“ „So, so, ich glaube aber eher, du bist eine verkappte Kommunistin! Wir werden schon herauskriegen, wer du bist.“ Er rief einen vor der Türe stehenden Wachmann und befahl: „Sperr sie ein!“ Der Polizist ergriff mich am Arm und führte mich hinunter in einen kellerartigen Gang. Dort wurde eine Türe geöffnet und ich in ein finsternes Loch gesperrt.

Ich fühlte einen kalten, feuchten Lehm Boden und ringsherum Mauern. Ich kauerte mich auf dem Boden in einer Ecke nieder, gewiß nicht sehr fröhlichen Gemütes. Allmählich schlief ich ein. Leises Pfeifen weckte mich, ich sah winzige Lichtlein sich bewegen: Ratten huschten hin und her. Zuerst wollte ich aufspringen, aber dann dachte ich: wenigstens einige Lebewesen!

Es dürfte schon ziemlich viel Zeit vergangen gewesen sein, als ich jemanden kommen hörte. Die Tür wurde aufgesperrt, eine Laterne leuchtete herein, ein Polizist kam mit einer

Menageschale Einbrennsuppe und einem Stück Schwarzbrot. Ich kauerte in der Ecke, ganz zusammengeknickt, das Kopftuch zog ich über das halbe Gesicht und rührte mich nicht. Der Wachmann stellte die Suppe auf den Boden und sagte: „Egyen.“ (Essen Sie.) Ich rührte mich nicht, er kam mit seiner Laterne näher, hob meinen Kopf in die Höhe, leuchtete mir mit der Laterne ins Gesicht und machte eine heftige Bewegung des Erschreckens. Ich glaube, mir blieb der Atem aus, als er fragend rief: „Sind Sie nicht die Frau Wallisch?“ Ich fiel in die Knie vor ihm und bat ihn mit aufgehobenen Händen, er möge mich doch nicht verraten. Er gebot mir, leise zu reden, er werde mich gewiß nicht verraten, da der Genosse Wallisch ihm doch bei einem Erbschaftsprozeß geholfen habe; er sei übrigens nur deshalb Regierungspolizist, weil er eine Frau und drei Kinder zu ernähren habe. „Ich komme bald wieder“, sagte er, „bleiben Sie einstweilen ruhig!“ Nach ungefähr zwei Stunden kam er tatsächlich wieder und erzählte, daß er sehr darüber nachgedacht habe, wie er mir helfen könne. „Sie haben Glück“, sagte er, „weil der Mann, der Sie verhaften ließ, heute zu seiner Geliebten nach Budapest gefahren ist und erst am Dienstag zurückkommen wird. Inzwischen hat ein älterer Wachtmeister die Vertretung, ich werde den Polizisten, der Sie da heruntergeführt hat, bitten, daß er dem Wachtmeister von Ihrer Verhaftung nichts meldet.“

Er verschwand wieder, kam dann ohne Licht zurück und erklärte, wenn ich bereit sei, so schnell wie möglich aus dem Orte zu verschwinden, so wolle er mir helfen. Er werde nochmals kommen. Bangen Herzens erwartete ich ihn. Der brave Mann kam bald wieder und führte mich, meine Hände haltend, leise schleichend durch das Dunkel, dann irgendwo über Stiegen hinauf und lief darauf, mich fest an der Hand haltend, über einen Hof zu einer etwa drei Meter hohen Mauer. Dicht vor der Mauer stehend, hielt er mir seine Hände hin, in die ich trat, und hob mich auf, so daß ich ohne sonderliche Mühe die

Höhe erreichte. Etwas ungeschickt zog ich aber den rechten Fuß an der rauhen Fläche entlang, wobei ich mich verletzte. Ich verspürte keinen Schmerz, erst als ich etwas Warmes über meinen Fuß rinnen fühlte, sah ich nach und fand, daß ich eine ernstliche Verwundung hatte. Mein Retter schwang sich ebenfalls über die Mauer, auf deren anderer Seite eine Straße vorüberführte, jenseits deren sich Felder ausbreiteten. Wohl standen Häuser in der Nähe, aber überall war es dunkel und ruhig. Wir liefen, er mich an der Hand führend, über die Straße einem Maisfelde zu und krochen dieses entlang. Dann erklärte mein Führer, daß wir wohl ein Stück auf dem Bauch kriechen müßten, damit uns die Soldaten, die rings um den Ort patrouillierten, nicht sehen. Ein recht großes Stück krochen wir so vorwärts, bis wir wieder zu einem Maisfeld kamen. Nun gingen wir aufrecht weiter, bis zu einer Straße, und nun sagte der Wachmann: „So, Frau Wallisch, jetzt lasse ich Sie allein; auf dieser Straße immer fort, Sie müssen weiter, so schnell Sie können, damit Sie bald aus dem Bereich der Marktgrenze kommen, und wenn Sie gut und schnell gehen, können Sie morgen früh in Kiskunfelegyháza sein.“

Ich bedankte mich recht herzlich und fragte noch, ob er etwas von meinem Manne wisse. Nein, er habe noch nichts davon gehört, daß man ihn gefangen habe, das würde bestimmt in den Zeitungen stehen. Ich war beruhigt, er wünschte mir Glück auf der Reise und verschwand im Maisfelde.

Nun stand ich wieder ganz allein in der Nacht auf fremder Landstraße. Tränen stürzten aus meinen Augen, aber ich wanderte entschlossen weiter in der Hoffnung, daß dies meine letzte Fußwanderung auf der Flucht nach Budapest sein werde, da ich doch von Kiskunfelegyháza an fahren wollte. Ich lief also einige Stunden dahin, es fing langsam an zu dämmern und die Lerchen flogen auf und jubelten ihre Morgenlieder in den Himmel hinein. Fern am Horizont glaubte ich Kirchturmspitzen zu sehen. Ermutigt und hoffnungsfroh lief ich weiter, immer näher

kam ich den vermeintlichen Kirchturmspitzen. Plötzlich wurde mir's schwarz vor den Augen — und als ich zu mir kam, lag ich in einer kleinen Stube mit ganz winzigen Fenstern, eine abgehärmte, magere, ärmlich gekleidete Frau stand vor mir und hielt mir in einer irdenen Schüssel Kartoffelsuppe hin und sagte, ich solle essen. Ich konnte mich lange nicht zurechtfinden, ich mußte lange grübeln, wo ich denn sei, und nur langsam kehrten die Erinnerungen an die Flucht aus dem Kellerloch wieder. Die arme Frau fragte mich, als sie merkte, daß ich langsam wieder zur Besinnung kam, ob ich nicht doch essen möchte, woher ich käme, wohin ich gehe, wer ich sei, und sie erzählte mir, daß ihr Mann, der Wegmacher sei, mich ohnmächtig aufgefunden und auf seinem Kehrichtwagen heimgebracht habe. Ich wußte nicht, was ich der guten Frau antworten sollte. Da kam ich auf den Einfall, mich taubstumm zu stellen. Ich zeigte durch Gebärden, daß ich nichts höre und nicht sprechen könne. Wie schwer es ist, sich zu verstellen, sah ich später, als der Mann kam und nun beide verschiedene Vermutungen anstellten, wer ich wohl sein könne. Einige Male wollte ich etwas richtigstellen, im letzten Augenblick fiel mir aber doch immer wieder ein, daß ich taubstumm sei.

Einige Stunden verweilte ich noch rastend, bis ich mich stark genug fühlte zum Weitermarsch. Ich dankte durch Gebärden und ging der Stadt zu, die noch eine Stunde weit weg war. In der Stadt eilte ich geradewegs zum Bahnhof, trat zum Schalter und wollte eine Fahrkarte nach Budapest kaufen. Mein Geld hatte ich schon unterwegs aus dem Haarknoten genommen. Ich schloß mich der Reihe der Wartenden an; vor mir standen acht bis zehn Leute. Ein zufälliger Blick nach dem Schalter und dem dort amtierenden Beamten — und ich erschrak bis ins Innerste. Der Beamte, der dort Dienst machte, war einer unserer gehässigsten Gegner, der mich und meinen Mann gut kannte. Waren wir einander doch oft in Versammlungen gegenübergestanden! Bei meinem ersten Wort mußte

er mich erkennen. Ich löste mich ganz unauffällig aus der Reihe, ging dem Ausgang zu und verschwand hinter dem Bahnhof. Daß ich jemand anderen bitten könnte, die Karte für mich zu lösen, daran dachte ich gar nicht, und so kaufte ich mir bei einer Händlerin etwas Obst und ein Stück Brot und ging wieder dem Ortsausgang zu. Einige Stunden wanderte ich auf der Landstraße gegen Kecskemét, wie die Wegmarkierungen zeigten. Als es zu dunkeln anfing, suchte ich wieder einen Maisacker als Himmelbett. In der Nacht wurde mir wohl kalt, aber ich wußte mir zu helfen, indem ich Maisstroh zusammentrug und mich damit zudeckte. Auch als Kopfpolster mußte mir Mais dienen. In der Frühe führte ich mir zuerst mein Stück Brot zu Gemüte, dann machte ich Toilette, freilich sehr mangelhaft, da ich kein Wasser hatte und nur mit taufeuchten Maisblättern den Schlaf, aber auch wohl den größten Staub aus den Augen wischen konnte.

Nach den einfachen Reisevorbereitungen machte ich mich wieder auf den Weg. Ein Bauer mit einem Leiterwagen kam daher; ich bat ihn, mich mitzunehmen, worauf er stehenblieb und mich aufsitzen ließ. So erfreute mich in meinem späteren Leben wohl keine Autofahrt wie damals die Leiterwagenreise! Ich fühlte mich so geborgen! Leider hatte meine Freude allzu schnell ein Ende, weil der Bauer nicht nach Kecskemét fuhr, sondern in ein Dorf, das an der Strecke gelegen war.

Ich wanderte also weiter, mit der leisen Hoffnung im Herzen, daß wieder ein Bauer mit einem so herrlichen Leiterwagen kommen werde. Die Nacht kam, ehe meine Hoffnung erfüllt wurde. Ich übernachtete wieder bei der Mutter Natur. Am nächsten Frühnachmittag kam ich endlich in Kecskemét an. Mein Ziel war wieder der Bahnhof. Vorsichtig, alle mir nahekommenden Menschen beobachtend, ging ich durch die Stadt. In einer engen Straße war ich, in der Nähe des Bahnhofes, als plötzlich Trommelwirbel und Stimmengewirr zu mir drangen. Noch war der Tumult in einer der nächsten Querstraßen, aber

er kam näher und näher. Und nun! Ein Trommelschläger, von der lärmenden Jugend umringt, kam in langsamem Tempo daher, hinter ihm marschierten ein Dutzend Weißgardisten und zwischen ihnen schritt ein bis auf Hemd und Hose entkleideter Mann mit einem bis auf die Brust reichenden Bart, die Hände auf den Rücken gebunden. Hinter ihm schleppte sich eine dunkel gekleidete Frau mit graumeliertem Haar, auf zwei Knaben gestützt. Die Frau weinte und wehklagte laut, die Knaben, vielleicht vierzehn und sechzehn Jahre alt, weinten ebenfalls laut und riefen ununterbrochen: „Édes apjá, édes apjá!“ („Lieber Vater, lieber Vater!“) Ich konnte nicht enträtseln, was man mit dem sympathisch aussehenden Manne vorhatte, und so fragte ich im Weitergehen einen halbwüchsigen Burschen, was mit dem Manne geschehe und was der Mann angestellt habe. Die Antwort, begleitet von einer spöttischen, schadenfrohen Miene, die mir das Blut ins Gesicht trieb: „Na, ein Bolschewik ist er, der den Leuten allerhand weggenommen und es verteilt hat, der sich versteckt hat und jetzt gefunden wurde. Er wird öffentlich erschossen, damit die Leute sehen, was ein Bolschewik für ein schlechter Mensch ist.“

Ich mußte mich mit aller Gewalt zurückhalten, um nicht durch einen Protest gegen solche Unmenschlichkeit zu verurteilen, daß ich eigentlich auch eine solche „Bolschewikin“ bin. Auch den Drang verspürte ich, die arme Frau zu trösten, doch kam ich, wahrscheinlich zu meinem Glück, nicht dazu. Weinend ging ich nebenher. Wir kamen zu einem Schulhaus, wo haltgemacht wurde. Der arme Mann, er soll angeblich ein „püdös Zsido“ (ein stinkender Jude) gewesen sein, wurde einige Stufen zum Tor des Schulhauses hinaufgeschleppt, mit dem Rücken gegen die Tür, mit dem Gesicht gegen die erwartungsvollen Zuschauer aufgestellt und ein noch junger Mann mit einem echt ungarischen Schnauzbart pflanzte sich neben dem armen Märtyrer der Revolution auf und begann in der gemeinsten Art den Helden zu beschimpfen.

Ich mußte weglaufen, sonst hätte ich nicht mehr an mich halten können vor lauter Empörung und Mitleid. „Seht!“, so hörte ich den Schurken noch ausrufen, „das ist einer von den Gottlosen, die euch den Glauben und alles Hab und Gut wegnehmen wollen, welche die freie Liebe einführen wollen, daß jeder Mann sich so viele Weiber nehmen kann, wie er will, so wie in der Türkei. (Pfui-Geheul der Weiber.) Einer von denen, die die Kinder von der Brust der christlichen ungarischen Mutter wegnehmen und sie in Häusern einsperren und großziehen wollen, aus denen sie dann nur als Lumpen, Vagabunden, Diebe und Hurenkerle herauskommen. Die Juden wollen regieren und anschaffen und ihr armen Christen sollt arbeiten und für sie das Geld verdienen.“

Ich war davongelaufen. — Nicht lange darauf hörte ich Schüsse. Der arme Held war vor den Augen seiner Familie erschossen worden, wie ich später in dem Park nahe dem Bahnhof, wo ich mich erschöpft auf einer Bank niedergelassen hatte, den Gesprächen einiger Frauen, die dort mit Kindern saßen, entnahm. Diese Frauen aber hatten Herz, sie sprachen von der Ungerechtigkeit gegen den Herrn Oberlehrer, der ein so guter Mensch gewesen sei. Nun wußte ich auch, warum man den armen Mann vor die Schule geführt hatte.

Niemals aber las man — außer in den sozialdemokratischen Zeitungen — einen Bericht über die Greuelthaten der „Erwachenden Ungarn“. Die Weltpresse wußte nach dem Sturz der Rätediktatur nur von „Greuelthaten der Bolschewiken“ zu berichten...

Ich ging zum Bahnhof. Als ich nach dem Lösen der Fahrkarte den Bahnhofperron betreten wollte, sah ich dort drei Detektive aus Szegedin auf und ab spazieren; Leute, die mich gut kannten. Ich verschwand in dem Gewühl der Menschen aus dem Bahnhof und dessen Nähe. Ich kaufte wieder etwas Brot und Obst und erkundigte mich bei einem Straßenkehrer,

wie man gegen Budapest gehe. Er sagte: „Na Kissaszonyka (Fräuleinchen), da müssen Sie wohl noch ziemlich lange gehen. Warum fahren Sie nicht?“ Trocken gab ich zur Antwort: „Weil ich kein Geld hab'!“ „Das ist schlecht“, sagte der Alte und sah mir kopfschüttelnd nach.

Wieder auf der Landstraße! — Zwischen Kecskemét und Czegléd raste ein Leiterwagen mit angebundenen Rotgardisten an mir vorüber. Auf dem Kutschbock saß, flankiert von zwei Federnbuben, jeder mit einer Peitsche in der Hand, ein Bauernbursche, der die Pferde zu äußerster Schnelligkeit antreiben mußte. Solange die armen Angebundenen laufen konnten, liefen sie, wenn ihre Kräfte versagten, wurden sie unter Peitschenhieben zu Tode geschleift. Das ist nicht etwa ein Bild der Phantasie, das habe ich mit eigenen Augen gesehen und ich könnte sogar noch mit annähernder Genauigkeit den Platz zeigen, wo ich das Grauensvolle sah, diesen Triumph eines „christlichen“ Regimes über die Roten!

Lange wanderte ich, immer langsamer, weil mehr und mehr ermattend, nach Czegléd. In Czegléd waren in einem großen Gebäude gegenüber dem Bahnhof, ich glaube, es war ein Schulhaus, viele Rotgardisten eingesperrt. Um das Haus patrouillierte ein Wachposten, an den Fenstern saßen die Gefangenen. Auch deutsch hörte ich sprechen, wurde aufmerksam und fragte einen, wer sie seien. „Mir san Rotgardisten und die dreckigen Ungarn da wollen uns aufhängen; kannst uns net helfen, Mäderl?“

Obwohl ich doch schon vier Jahre verheiratet war, sprach man mich, weil ich so klein und mager war, überall als Mädchen oder Fräulein an, sehr zu meinem Ärger. — „Wie kann ich euch helfen, Genossen?“ schrie ich zurück. „Schauts, das ist eine von uns!“ rief erstaunt einer der Gefangenen. Sie baten mich, ich solle ihnen Karten und Briefpapier holen, damit sie nach Hause schreiben könnten. Ich lief in die nächste Tabaktrafik, kaufte dort einige Karten (ich bekam nicht so viele, wie

ich wollte), Marken dazu und brachte alles dem Posten, den ich in ungarischer Sprache bat, es den Leuten zu übergeben.

Dann ging ich weiter. In Czegléd wußte ich eine mir aus dem Parteileben gut bekannte Eisenbahnerfamilie, diese suchte ich nach Einbruch der Dunkelheit auf. „Um Gottes willen, wie kommen Sie daher, Genossin Wallisch?“ rief die Frau. „Wie schauen Sie aus; wo ist der Genosse Wallisch?“ Nun konnte ich mich endlich wieder ordentlich waschen, mich satt essen und nach langer Zeit wieder in ein Bett legen. So müde und abgehetzt ich auch war, konnte ich doch kaum schlafen, weil mir alles zu weich und warm war. Zwei Tage blieb ich bei den braven Genossen. Leider hörten auch sie nichts von Koloman.

Mit der Bahn zu fahren, widerrieten die guten Leute, weil die ganze Strecke von Budapest bis Szegedin nur so von Spitzeln wimmelte. Auf Schusters Rappen, manchmal auch barfuß, marschierte ich auf der endlosen Straße gegen Budapest dahin. In Soroksar war mir das Glück wieder hold, ich konnte ein großes Stück auf einem Leiterwagen fahren. Von Varosliget dann bis in die Stadt fuhr ich mit der elektrischen Straßenbahn. Ende August war ich nach mancherlei Strapazen und Abenteuern in Budapest angekommen.

Bei Bekannten, die wir bei unseren Besuchen in der Hauptstadt zu besuchen pflegten, fragte ich nach Koloman. Er war vor einigen Tagen mit einigen Kameraden nach Szegedin abgereist, um mich zu holen. Sofort wollte ich umkehren, meinem Mann nachreisen, aber meine Freunde ließen es nicht zu. — Ich wurde nun ein wenig „umgewandelt“, bekam ein schwarzweiß gestreiftes Kleid, wurde anders frisiert und setzte einen Zwickel auf. Der Paula Wallisch von früher sah ich kaum noch ähnlich. Die Verkleidung war notwendig, weil man in Budapest bei jedem Schritt auf einen Spitzel stieß. Nun konnte ich es sogar wagen, gemeinsam mit einer gut bekannten Genossin illegale Flugblätter auszutragen.

Als wir eines Tages in der Nähe des Polizeipräsidiums an einer Anschlagtafel eine Liste der steckbrieflich gesuchten Funktionäre der Räteregierung lasen und auf ihr auch Kolomans und meinen Namen, da war ich, im Gedränge vor der Ankündigungstafel stehend, fast stolz darauf, zu diesen „Berühmten“ zu gehören. Aber als ich bald darauf von einem Polizisten verfolgt wurde, der mich ertappte, wie ich Flugzettel an schlangestehende Frauen verteilte, da wurden meine Freunde doch besorgt und meinten: „Paula, du mußt fort! Für dich ist es am besten, wenn du zu deinen Eltern fährst!“

Ich hatte nach Szegedin, nach Lugos, an meine Eltern geschrieben, überall nach Koloman gefragt und von niemandem Antwort bekommen. Briefe ins Ausland erreichten damals nur selten ihren Bestimmungsort. Endlich fand ich eine Möglichkeit, einem zwischen Budapest und Wien verkehrenden Kurier einen Brief zur Weiterbeförderung an meine Eltern mitzugeben. Ich teilte ihnen mein Kommen mit. Koloman solle, wenn er eintreffe, mich erwarten. — Nach mancherlei Mühen verschaffte man mir ein Zeugnis, das der Erzieherin Margarete Schneider bestätigte, daß sie nach dreijähriger treuer Pflichterfüllung ihre Stelle wegen Erkrankung ihrer Mutter aufgeben, und einen auf den Namen Margarete Schneider lautenden Paß. Als streng dreinschauende, mißgelaunte Gouvernante reiste ich Anfang Oktober durch das herbstliche Ungarn nach St. Gotthard an die steirische Grenze.

In St. Gotthard wurde ich auswaggoniert, weil ich kein österreichisches Visum hatte. Ein Oberleutnant von der Grenzwaiche, dem ich sagte, daß ich ohne Visum nach Österreich wolle, gab mir sogar einen Mann mit, der mich auf einem Umweg auf österreichisches Gebiet führte. Ich ging nach Fehring und fuhr mit der Bahn nach Graz. Das jugoslawische Konsulat wollte mir kein Visum geben, ich müsse unbedingt sechs Wochen warten. „Bist du ohne Visum nach Österreich gekommen“, dachte ich bei mir, „so wirst du auch nach Jugoslawien

kommen!“ Ich bestieg einen Zug, der nach Spielfeld ging. In Ehrenhausen mußten wir den Zug verlassen, weil Spielfeld damals zu Jugoslawien gehörte. Über die Murbrücke, die auf der einen Seite von österreichischen, auf der anderen Seite von jugoslawischen Grenzsoldaten besetzt war, ging ich den Mitreisenden nach. Die österreichischen Grenzbeamten ließen mich ohneweiters durch, aber drüben nahm mich ein jugoslawischer Soldat fest und führte mich zum Bahnkommando Spielfeld. Dort sperrte man mich für eine Weile ein und schickte mich dann mit einem der nächsten Züge nach Österreich zurück. Ich übernachtete in einem Heustadel und frühmorgens ging ich auf einen Eisenbahner zu und fragte ihn, wie man ohne Visum nach Jugoslawien kommen könne. „Gehen Sie nach Schwarzta, das ist auf der Luttenberger Linie, steigen Sie in den Zug nach Spielfeld ein — steigen Sie aber dort, solange die Kontrolle im Wagen ist, aus und erst nachher wieder ein und vor Maribor steigen Sie wieder aus und gehen zu Fuß nach Maribor.“ Ich befolgte diesen Rat. Als wir in Spielfeld ankamen, stieg ich aus und wartete, bis die Kontrolle vorüber war. Eben wollte ich wieder einsteigen, als eine patriotische Jugoslawin die Kontrollorgane auf mich aufmerksam machte. Sogleich holten sie mich aus dem Zug und brachten mich wieder zum Bahnhofkommando. Welches Pech! Immer noch hatte der gleiche Offizier Dienst. „Also Sie wollen unter allen Umständen ohne Visum nach Südslawien kommen?“ fragte er. Ich erzählte ihm, daß meine Mutter krank sei, weshalb ich nicht sechs Wochen warten könne und bat ihn, mich doch durchzulassen. „Gut“, sagte er, „wir werden Sie per Schub nach Maribor bringen; wenn Sie sich dort als die Margarete Schneider ausweisen können, können Sie dort bleiben, wenn nicht, werden Sie den ungarischen Behörden übergeben.“ Na, das fehlte mir noch! Man sperrte mich wieder in ein Zimmer am Bahnhof ein und ich hatte nun Zeit genug, über mein Pech nachzudenken. Ich hatte jetzt keinen innigeren Wunsch, als

den, nach Österreich zurückzukommen. Schon glaubte ich, man habe mich vergessen, denn ich blieb den ganzen langen Tag eingesperrt, ohne daß sich jemand um mich kümmerte. Als es zu dunkeln begann, schlug ich Lärm, indem ich an die Türe drosch und dabei schrie. Ein Soldat kam und fragte, was ich wollte. „Ich will mit dem Kommandanten sprechen!“ Er sperrte mich wieder ein. Ich wiederholte die Alarmierung, bis ich zum Kommandanten geführt wurde. Jetzt war ein anderer Offizier da. Ich klagte, daß ich schon zwei Tage nichts gegessen habe. Ich besäße etwas Geld, er solle mich essen gehen lassen. „Ja, daß Sie durchgehen!“ meint er. „Bitte, schicken Sie jemanden mit!“ „Das kann man machen“, meinte er und befahl einem Soldaten, mit mir in das dem Spielfelder Bahnhof nächstgelegene Gasthaus zu gehen. Dort bestellte ich für den Soldaten und mich zweimal Gulasch und einen Liter Wein. Ich nippte nur, schenkte aber meinem Begleiter tüchtig ein. Als ich glaubte, der Wein habe seine Wirkung getan, schob ich dem Soldaten zwanzig österreichische Kronen hin und bat ihn, mich laufen zu lassen. Er deutete an, daß er aufgehängt werde. Weitere zwanzig Kronen und ein zweiter Liter Wein stimmten den Mann, so gern er das Geld eingesteckt und den Wein getrunken hätte, nicht um. Aber als wir zum Bahnhof zurückgingen, merkte ich, daß der Wein doch nicht ohne Wirkung geblieben war. Als ich wieder in mein Zimmer gesperrt wurde, klemmte ich mein Taschentuch zwischen die Türe, so daß diese nicht fest geschlossen werden konnte. Nachts vermochte ich dann hinauszuschleichen und unter einem Frachtwagen blieb ich versteckt, bis ein nach Österreich gehender Zug abfuhr. Ich sprang auf den fahrenden Zug. Auf österreichischem Boden, vor der Einfahrt in den Bahnhof Ehrenhausen, sprang ich von dem schon etwas langsamer fahrenden Zug ab und verschwand im nahen Walde.

Am nächsten Tage zeigte mir ein Schmuggler, wie ich, in der Mur flußabwärts watend, an dem Grenzsoldaten vorbei nach

Jugoslawien kommen könne. Barfuß, mit hochgehobenen Rücken, kroch ich im eisigen Wasser so lange vorwärts, bis ich die Gewißheit hatte, von den Wachen nicht mehr gesehen zu werden. Ich spürte kaum noch die erstarrten Füße, aber ich war in Jugoslawien.

In strömendem Regen wanderte ich nach Maribor, wo ich gegen Abend völlig durchnäßt ankam. Meine Eltern glaubten ein Gespenst zu sehen, als sie mich erblickten, abgehärmt, mager, naß und todmüde. Meine ersten Worte galten Koloman. Meine Mutter berichtete weinend, daß er bis vor wenigen Tagen in Maribor war und dann wieder auf die Suche nach mir gegangen sei. — Eine weitere schreckliche Kunde: Meine neunzehnjährige Schwester war vor zehn Tagen begraben worden! Ich war außer Fassung. Wieder einmal weinte ich eine lange Nacht, ich konnte mich über den Tod der Schwester, die ich zuletzt als frisches und munteres Mädchen gesehen hatte, nicht trösten.

Und Koloman? Ich will seine Flucht aus Ungarn schildern, so wie er sie mir oft erzählt hat.

*

Koloman war Ende Juli telegraphisch nach Budapest gerufen worden. Beim Abschied sagte er, daß er wahrscheinlich mehrere Tage ausbleiben werde. Als er während seines Aufenthaltes in Budapest gewahr wurde, wie ernst sich die Lage gestaltete, wollte er nach Hause fahren, um mich zu holen. Er wußte mich ja nahe der Front, wußte, daß ich leicht in Gefahr geraten konnte. Aber der Zug, mit dem er bis in die Nähe von Szegedin fahren wollte, blieb in Czegléd. Die rumänische Armee stehe, so sagte man Koloman, wenige Kilometer vor Czegléd; das Szegediner Hausregiment, die Sechsvierziger, halte aber noch stand und kämpfe tapfer.

Koloman fuhr in einem Auto der Front zu. Unterwegs begegnete er zurückweichenden Rotgardisten. Als ihn aber die Soldaten an der Front erkannten, versprachen sie ihm, auszu-

halten. Das rumänische Heer schien mangelhaft ausgerüstet zu sein, die Kampfbegeisterung war drüben gering und Koloman behauptete auch später stets, daß diese Front zu halten gewesen wäre. Voll Zuversicht reiste er nach Budapest zurück, um dort vom Kampfwillen der Rotgardisten und von den Verhältnissen an der Front zu berichten. Aber als er in Budapest ankam, waren die führenden Persönlichkeiten der Räteregierung nicht mehr in der Stadt, hatten Béla Kun und die anderen bereits die Grenzen des Landes überschritten.

Koloman quartierte sich in dem Hotel ein, in dem die Entente-Kommission ihren Sitz hatte. In seiner abenteuerlichen Kleidung — er hatte irgendwo eine kakaobraune Uniform aufgetrieben, zu der er einen Tropenhelm trug — hielt man ihn für irgendeinen ausländischen Attaché, so daß er sich unbekümmert überall auf der Straße zeigen konnte. Er sandte eine bekannte Frau unauffällig nach Szatmász, um mich zu holen. Ich war aber mittlerweile längst geflohen. Koloman schrieb nun nach allen Richtungen, bekam jedoch keine Antwort. Von seinem letzten Gelde kaufte er einen grünen Brennesselanzug, ließ sich eine Kappe machen und machte sich mit seinem Freunde Utvardy auf den Weg nach Szegedin.

Die beiden schlugen sich, wenn auch unter mancherlei Abenteuern, viel leichter durch als ich. In Kiskunfélegyháza telephonierte Koloman einem Genossen, der während der Räteregierung eine höhere Funktion bekleidet hatte. Als der Angerufene den Namen Wallisch hörte, antwortete er: „Ja, Herr Wallisch, wir treffen einander im Leichenhaus!“ — Koloman und Utvardy, erst durch diese Worte erfahrend, daß jener zum Überläufer und Verräter geworden war, machten sich rasch auf die Beine und verbargen sich in einer alten Windmühle, bis die Luft wieder rein war.

Glücklich gelangten die Wanderer nach Szatmász, wo sie nachts die Winzerin aufsuchten und nach meinem Verbleib fragten. Als sie erfuhren, daß ich schon seit langem fort sei,

wandten sie sich der jugoslawischen Grenze zu. Sie wollten nach Szabatka, jetzt Subotica, gelangen, wo die Eltern des Genossen Utvardy wohnten. Fast wäre ihnen der Grenzübertritt geglückt, als sie im letzten Augenblick ein jugoslawischer Soldat erspähte, der einen Schuß gegen sie abfeuerte und sie dadurch zwang, stehen zu bleiben. Der „wackere“ Grenzverteidiger nahm den beiden Eindringlingen alles einigermaßen Wertvolle ab — Koloman den Überrock, die Uhr und die allerdings sehr magere Geldtasche — und jagte sie wieder nach Ungarn zurück.

Sie versuchten nun an einer anderen Stelle die Grenze zu überschreiten, gerieten aber nochmals in Gefahr. Sie sahen einige ungarische Offiziere des Weges kommen und wurden auch von diesen erblickt. Rasch liefen sie über einen Hügel, stießen auf einige Kinder, die Gänse hüteten und baten die Kleinen, die nachfolgenden Offiziere in eine andere Richtung zu weisen. Das taten die Kinder auch, als die Offiziere fragten, wohin die beiden Kerle gegangen seien. Den Offizieren schien aber die weitere Verfolgung nicht der Mühe wert; sie setzten ihren Weg fort. Schließlich gelang es den beiden doch, nach Jugoslawien zu kommen.

In Subotica, wo sie müde und mittellos ankamen, wurde bei der Mutter des Genossen Utvardy einige Tage gerastet. Eisenbahnergenossen brachten aus Szegedin etwas Geld für die Weiterreise und als zweiter Heizer einer Schnellzugslokomotive fuhr Koloman eines Tages nach Maribor. Die Lokomotive wurde im Heizhaus eingestellt; Kolomans Weg führte nur noch über einen hohen Bretterzaun und dann direkt in mein Elternhaus.

Meine Eltern waren nicht wenig bestürzt, als Koloman plötzlich auftauchte, rußig, mangelhaft bekleidet, und nach mir fragte. Die Eltern wußten nichts. Koloman schrieb wieder Brief auf Brief und wieder kam keine Antwort. Der Postverkehr war in jenen Tagen eine Art Glücksspiel. Ende August war Koloman gekommen, den ganzen September über blieb er bei meinen

Eltern. Plötzlich kam ein Brief des Freundes, mit dem er geflüchtet war: „Lieber Genosse! Ich muß Dir leider die traurige Mitteilung machen, daß Deine Frau nicht mehr unter den Lebenden weilt. Sie wurde, wie mir gesagt wird, bei Szatmász von Weißgardisten ermordet und gleich an Ort und Stelle begraben.“

Das Verhängnis wollte es, daß der Brief, den ich durch den Wiener Kurier nach Hause gesandt hatte, um einen Tag später ankam als der unglückselige Brief des Genossen Utvardy. Meine Eltern gebärdeten sich wie Wahnsinnige, hatten sie doch erst einige Tage vorher ihre jüngste Tochter zu Grabe gebracht und nun auch, wie sie glauben mußten, die älteste verloren! Und Koloman beschloß, wieder nach Szegedin zu fahren und meinen Tod an denen zu rächen, die mich umgebracht hatten. Er ließ sich nicht zurückhalten und reiste schon am folgenden Tage zu seinem Freunde nach Subotica und noch am selben Abend auf Schleichwegen über die Grenze nach Szegedin.

Als er die ihm am nächsten stehenden Parteigenossen aufsuchte, waren diese entsetzt über sein Kommen. Wußten sie doch alle, wie sehr Koloman gesucht wurde! Sie verbargen ihn bei einem Parteigenossen in einer Kellerwohnung und dreihundert Meter im Umkreis hielten treue Genossen Wache, um beim leisesten Anzeichen einer Gefahr Koloman warnen zu können. Mit meinem Mann war in derselben Wohnung ein Genosse versteckt, der schon in den Händen der Weißgardisten gewesen und von ihnen furchtbar mißhandelt worden war. Er hatte einen schweren Nervenzusammenbruch erlitten; beim geringsten Geräusch schrie er entsetzt auf und wähnte, wieder in den Händen der Unmenschen zu sein...

Eines Tages erhielt Koloman den Besuch einer Genossin, einer Textilarbeiterin, die ihm heftige Vorwürfe wegen seiner Rückkehr machte. Als er ihr vom Tode seiner Frau erzählte und davon, daß er nur auf eine Gelegenheit warte, um ihre Ermordung zu rächen, berichtete die Genossin, daß sie mich

vor einigen Wochen in Budapest nicht nur wohlauf und gesund gesehen, sondern auch mit mir gesprochen habe, daß ich also unmöglich ermordet sein könne. Überglücklich bat Koloman die Genossin, sofort nach Budapest zu fahren und bei unseren Freunden nach mir zu fragen. Schon am nächsten Morgen reiste sie nach Budapest und erfuhr dort, daß ich vor etlichen Tagen Budapest verlassen habe, um meine Eltern aufzusuchen.

Koloman entschloß sich, als er die Freudenbotschaft empfangen hatte, sofort zur neuerlichen abenteuerlichen Reise nach Jugoslawien. Wieder halfen die Eisenbahner. Der Lokomotivführer eines Orientexpresszuges wurde verständigt, daß er an einem bestimmten Tage den Genossen Wallisch mitzunehmen habe. Am vereinbarten Tage begab sich Koloman, als Eisenbahner verkleidet, mit einer Tasche, wie sie die Eisenbahner hatten, auf den St. Rokuser Bahnhof in Szegedin. Um vier Uhr früh sollte der Zug, der ihn mitzunehmen hatte, eintreffen. Koloman ging in die Mannschaftsstube, setzte sich dort auf ein Bett und begann in einer Zeitung zu lesen. Als er ein Weilchen gelesen hatte, ging die Türe auf und herein spazierte der Heizhauschef, mit dem Koloman als Arbeitersekretär des öfteren im Interesse der Heizhausarbeiter verhandelt hatte. Der Chef inspizierte den Raum, blieb plötzlich vor Koloman stehen und sagte: „Sie muß ich von irgend woher kennen!“ Koloman meinte, das sei schon möglich, er sei aus Ujvidék. Er habe schon oft hier auf Züge warten müssen und da habe er auch den Herrn Chef gesehen. „Ich bin ja auch aus Ujvidék“, sagte der andere, „was gibt's denn dort Neues? Was macht der und der?“ Er nannte einige Namen. „Na, der ist jetzt krank und der ist jetzt übersiedelt“, antwortete Koloman. „So, so — na, wie heißen Sie denn eigentlich?“ „Pinter György“, sagte Koloman. Er nannte den magyarischen Namen meines Vaters. Der Chef blickte ihn einige Minuten forschend an und ging dann. Koloman machte sich schon fluchtbereit, weil er nicht glauben konnte, daß der andere ihn nicht erkannt habe. Schließlich

setzte er sich doch wieder nieder und las weiter. Bald kam der Chef wieder und fragte weiter nach Ujvidéker Einwohnern. Koloman zog sich aus der Schlinge, indem er bemerkte, er sei sehr wenig zu Hause und kümmerte sich nicht um die anderen Leute.

Der Zug hatte inzwischen schon beträchtliche Verspätung. Und nun — nun sah Koloman, wie sich an jeder Ecke des Bahnhofes ein Offizier zu schaffen machte. Na, dachte er, da sitze ich schön in der Falle! Es war ihm recht unbehaglich zumute und er überlegte schon, ob er nicht durch ein Fenster auf die Straße entkommen könne, als endlich — mit fast dreistündiger Verspätung — der Zug einfuhr. Koloman nahm seine Tasche und ging ruhig zur Lokomotive. Der Heizer stieg einstweilen ab und kroch unter die Lokomotive, als hätte er zu ölen, während Koloman hinaufkroch und den Kessel zu heizen begann. Als die Grenzkontrolle kam, sah sie nur die zwei Männer, die das notwendige Personal bildeten, und als sie gegangen war, schwang sich der Heizer rasch auf die Lokomotive. Die Herren Offiziere aber, die Koloman für seine Verfolger gehalten hatte, waren ganz harmlos; sie schmuggelten ganz regelrecht unter den Augen des gesamten Bahnpersonals!

In Subotica wurde das Versteckspiel mit dem zweiten Heizer wiederholt, dann gab es keine Gefahren mehr und am Abend des 19. Oktober kam Koloman wieder in mein Elternhaus, wo wir uns nach fast dreimonatiger Trennung wiederfanden.

ZWISCHENSPIEL IN MARIBOR

In Maribor, dem ehemaligen steirischen Marburg, gab es schon vor dem Kriege, in den Zeiten des alten Österreich, eine ziemlich starke Arbeiterbewegung. Manche unserer steirischen Arbeiterführer, unter ihnen der Nestor der steirischen Arbeiterbewegung Hans Resel, begannen im alten Marburg ihre Parteitätigkeit. Durch meinen Vater, der schon seit ein paar Jahrzehnten politischer und gewerkschaftlicher Vertrauensmann war, suchten wir Verbindungen mit der Bewegung. Es war so schwer, untätig zu sein! Leichter ist der Hunger zu ertragen als das Nichtstun.

Man kam uns zunächst sehr zurückhaltend und mißtrauisch entgegen. Waren wir doch aus Ungarn gekommen, als Flüchtlinge nach dem Zusammenbruch der Räteregierung! Bald aber gewann Koloman das Vertrauen der Funktionäre und schon vor Weihnachten wurde beschlossen, ihn anzustellen; freilich zunächst nur provisorisch und unter der Voraussetzung, daß es ihm gelinge, die Zahl der Mitglieder so zu heben, daß aus ihren Beiträgen das Sekretariat erhalten werden könne.

Als Koloman das Sekretariat übernahm, hatte die Partei etwa vierhundert organisierte Mitglieder. Die Arbeit war nicht leicht. Maribor ist eine industriereiche Stadt, also scheinen alle Voraussetzungen für die gute Entwicklung proletarischer Organisationen gegeben. Die Schwierigkeit aber besteht in der Zweisprachigkeit. In der Stadt kann zwar jedermann deutsch,

die Gemeinden in der Umgebung aber sind vorwiegend von Slowenen bewohnt. Und wir sprachen nur deutsch und magyrisch, nicht aber slowenisch! Doch Kolomans Kameradschaftlichkeit, seine Hilfsbereitschaft, seine Gesetzeskenntnis, die ihn befähigte, Hilfesuchenden wertvollen Rat zu geben, erwarben ihm bald das Vertrauen der Arbeiter. In den Versammlungen mußte zuerst slowenisch gesprochen werden, dann erst durfte auch die deutsche Sprache gebraucht werden. Gerade der deutschen Reden, der Reden Kolomans wegen, kamen viele Arbeiter in die Versammlungen. Koloman war ein guter Redner, seine einfache Art der Darstellung gefiel den Zuhörern.

Rege Parteitätigkeit begann. Es gab viele Versammlungen, in Diskussionsabenden wurde unser Programm erörtert, die Mitgliederzahl wuchs rasch an. Um die Frauenorganisation kümmerte ich mich gemeinsam mit der braven Genossin Horvátek, der Witwe des Marburger Abgeordneten. Koloman gründete mit Hilfe einiger verständnisvoller Genossen eine Zeitung für die deutschsprechenden Genossen, die „Volksstimme“.

Leider versuchten einige radikale Elemente möglichst bald einen Streik zu inszenieren. Koloman wandte sich energisch gegen die Streikpropaganda; er erkannte die Aussichtslosigkeit eines solchen Streiks und wollte die Arbeiter davor bewahren, sich ins Unglück zu stürzen. Die Situation wurde dadurch wesentlich verschlechtert, daß sich auch die slowenischen Nationalisten zu rühren begannen, die ihren Hauptfeind selbstverständlich in den Sozialdemokraten sahen.

Ich erinnere mich an eine große Versammlung, die der Lebensmittelteuerung wegen einberufen worden war. Der Saal war zum Bersten voll. Als der Vorsitzende nach der Eröffnungsansprache in slowenischer Sprache auch deutsche Begrüßungsworte sprechen wollte, inszenierte ein kleiner Trupp slowenischer Nationalisten einen „Entrüstungssturm“. Schon drohte die Versammlung in einem Tumult zu enden, da trat Koloman vor und mit seiner dröhnenden Stimme rief er den Arbeitern

zu: „Wir haben eine Kundgebung gegen die Teuerung veranstaltet. Wir haben nicht darauf gesehen, ob es slowenische oder deutsche Arbeiter sind, die unter den Wirkungen der Teuerung leiden. Gibt es einen slowenischen und einen deutschen Magen oder gibt es volle und hungrige Mägen? Wer einen vollen Magen hat, der kann hinausgehen, aber wer einen unzufriedenen Magen hat, soll mit uns kämpfen!“ Im Nu waren die nationalistischen Störenfriede hinausgedrängt...

Die Radikalen beschlossen — allen Warnungen zum Trotz — den Streik der Eisenbahner. Als der Streik ausgebrochen war, suchte Koloman zu retten, was noch zu retten war. Standen die Arbeiter einmal im Kampf, so mußte man zu ihnen stehen. Aber die Arbeiterbewegung in Jugoslawien war noch sehr unentwickelt. Die gut organisierten Arbeiter von Maribor sahen nur die Stärke ihrer Organisation, nicht die Schwäche des Proletariats im anderen, weit größeren Teil des Landes. Es war gar nicht anzunehmen, daß der Streik ein wirklich allgemeiner werde, er war vom ersten Augenblick an zum Zusammenbruch verurteilt. Bald waren die staatlichen Gegenmaßnahmen in vollem Gange, die Streikführer wurden verhaftet, der Streik wurde niedergeschlagen. Um so leichter, als einige Funktionäre den moralischen Halt verloren und zu Verrätern wurden.

Nun setzte sofort eine heftige Verfolgungskampagne ein, aber nicht gegen die demagogischen Urheber des unglücklichen Unternehmens, sondern gegen die sozialdemokratischen Funktionäre. Vor allem anderen war es natürlich der Wallisch, der „ungarische Bolschewik“, auf den Jagd gemacht wurde. Militär durchzog die Straßen der Stadt und besetzte die Verkehrslokale der Arbeiter und suchte den Wallisch. Wir hatten aber rechtzeitig einen Wink bekommen, daß gegen Wallisch und seine Frau ein Haftbefehl erlassen und daß beider Auslieferung an Ungarn beschlossen sei. Wir mußten also wieder einmal fliehen, wieder einmal unser bißchen Hab und Gut zurücklassen. Treue

Genossen verbargen uns in einem Weinkeller in der Nähe der Stadt. Tagsüber waren im umliegenden Weingarten Arbeiter beschäftigt, die uns natürlich nicht sehen durften. Erst nachts konnten wir uns hinauswagen und saßen dann allerdings oft bis zum Morgengrauen im Freien. Spät abends, wenn die Stadt ruhig geworden war, kam eine Genossin und brachte uns Nahrungsmittel. Gelegentlich kam wohl auch der eine oder andere Genosse, der uns über die Situation unterrichtete und erzählte, wie sehr nach uns gesucht worden war, sogar mit Polizeihunden, die aber unsere Spur nicht mehr fanden, weil ein gütiger Regen sie ausgelöscht hatte.

Viel mußten meine armen Eltern leiden. Eines Nachts, um zwei Uhr, umstellten Gendarmerie und Polizei unser kleines Einfamilienhäuschen und durchsuchten es von oben bis unten. Weil man die Tochter und den Schwiegersohn nicht verhaften konnte, nahm man die Eltern als Geiseln gefangen. Schwer haben meine Eltern gelitten. Nicht unter der Haft. Aber unter der Sorge um uns; wußten sie doch, daß unsere Gefangennahme die Auslieferung an Ungarn und damit den Tod für Koloman bedeutet hätte! Parteigenossen sorgten für einen Rechtsbeistand, der die Haftentlassung meiner Eltern bewirkte. Zuerst wurde mein Vater in Freiheit gesetzt, der ruhig nach Hause ging, während meine Mutter — einigen boshafte Nachbarn zum Trotz — triumphierend in einem Fiaker heimfuhr...

Vierzehn Tage waren wir in unserem ungemütlichen Versteck, als unsere „Ernährerin“ kam und uns mitteilte, daß wir noch in dieser Nacht mit zwei Schmugglern über die Grenze nach Österreich gehen müßten. Etwas Geld für die erste Notzeit hatten Parteigenossen für uns gesammelt. Zu packen hatten wir für diese Reise nicht, wir waren sofort wanderbereit. Die brave Genossin führte uns nach dem Platze, der als Zusammenkunftsort mit den Schmugglern vereinbart worden war, verhandelte ein Weilchen mit ihnen und gab ihnen dann Geld, offenbar die Bezahlung für unser Hinüberschmuggeln. Ein kurzer Abschied

von der Treuen, dann eine nächtliche Wanderung, bergauf, bergab, bald durch finstere Wälder, bald — rasch hinhuschend — über Wiesen und Felder. Wir hatten sehr zu tun, im Dunkeln unsere mit den Wegen wohlvertrauten und deshalb rasch ausschreitenden Führer nicht zu verlieren.

Manchmal knallte irgendwo ein Schuß, die Schmuggler wichen dann vorsichtig in eine andere Richtung ab. Plötzlich blieben unsere Führer stehen und ließen uns näher kommen. Wir standen vor einem kleinen, sanft ansteigenden Hang; rechts führte eine Wiese hinan, links ein kleines Wäldchen. Oben auf der Höhe blinkte ein Licht. „Dort oben“, sagte der eine Schmuggler, „dort oben ist die Grenze. Wir müssen am Rande des Wäldchens durch das Himbeergebüsch kriechen. Sobald wir auf der anderen Seite des Hügels sind, sind wir auch schon in Österreich.“ Es war höchste Zeit, denn schon begann der Tag heraufzusteigen. Wir huschten über eine ruhig und friedlich im Schatten der Bäume liegende Straße in das Wäldchen. Etwa hundert Meter durften wir noch aufrecht gehen, vorsichtig jeden Schritt dämpfend, um auch das geringste Geräusch zu vermeiden; dann aber legte sich unser Vordermann glatt auf den Bauch, wir folgten seinem Beispiel und nun krochen wir alle langsam, vorsichtig hinan zur Spitze des Hügels. Oben blieb der Führer plötzlich an den Boden gepreßt liegen — regungslos — und auch wir steckten unsere Köpfe ins Gras und rührten uns nicht. Grelles Licht huschte über uns hinweg! Schon wähnte ich uns entdeckt und erwartete klopfenden Herzens jede Sekunde das Kommen der Grenzsoldaten. Etwa zehn Minuten lagen wir so, in Schweiß gebadet, als unser Anführer wieder weiterzukriechen begann. Das war bergab viel beschwerlicher. Fast waren wir am Fuße des Hügels angelangt, als unser Führer endlich in das Wäldchen kroch und wir uns in dessen Schutz aufrichten konnten. Ein kurzer Lauf über eine Wiese, ein Sprung über ein glitzernd sich hinschlängelndes Bächlein — und unser Führer sagte „So, jetzt sind wir in Österreich!“ So-

fort ließ ich mich auf der taunassen Wiese nieder, um auszu-ruhen, wurde aber aufgefordert, weiterzugehen. In nächster Nähe sei ein Haus, sagte unser Führer, in dem die Schmuggler verkehrten, dort könne ich ruhen. Nur ungern stand ich auf. In mir war ein eigenartiges Trotzgefühl erwacht, ich hatte so große Lust, die Grenzsoldaten dort oben auf dem Hügel zu sehen und ihnen eine lange Nase zu drehen...

Während des Weitergehens meinte Koloman, man hätte uns doch beinahe entdeckt, als wir im Scheinwerferlicht lagen. „O nein“, antwortete der eine Schmuggler, „wir haben das alles schon gut ausgerechnet; alle Viertelstunden leuchten die Grenzsoldaten mit einem Scheinwerfer die Umgebung ab und wir teilen uns das so ein, daß wir genau auf die Minute an jener Stelle sind. Dort, wo wir lagen, ist das Gestrüpp so dicht, daß man trotz Scheinwerfer nicht hineinsieht. Wir machen schon seit einem Jahre dreimal wöchentlich den gleichen Weg.“

Wir gelangten nun zu einem kleinen Bauernhaus, dessen Türe auf ein eigenartiges Signal der Schmuggler geöffnet wurde. Wir trotteten ihnen nach in einen finsternen, nach Rauch stinkenden, küchenartigen Raum, in dem eine etwa fünfundvierzig-jährige Frau, die ihr Kopftuch fast bis über die Augen gezogen hatte, am offenen Feuer mit einem rußigen Kessel hantierte. Wir ließen uns auf einer Bank nieder und unser Nachbar fragte: „Na, Veronika, kriegen wir bald etwas zu essen?“ „Ihr werdet es schon noch erwarten können“, brummte die Frau. Wir bekamen dann auch bald ein Frühstück, dünnen, nach Ziegenmilch riechenden Kaffee, den aber mein Mann, der eine starke Antipathie gegen diesen Geruch hatte, nicht trinken konnte. Die Bäuerin brachte dann einen Eimer mit warmer Kuhmilch, an der sich Koloman labte.

Die Schmuggler verabschiedeten sich von uns. Wir gaben ihnen noch ein kleines Geldgeschenk und bedankten uns recht herzlich für ihre Hilfe. Der Bauer meinte, wir hätten noch reichlich Zeit, zu schlafen, denn er fahre erst um zehn Uhr mit

seinen Ochsen nach Lebring, wohin er uns mitzunehmen bereit sei. Wir krochen über eine Leiter ins Heu und schliefen sofort ein und wir glaubten eine ganze Nacht durchschlafen zu haben, als uns der Bauer weckte: „Sie Herr! Sie Frau! Stehn S' auf! In einer Viertelstund' fahren wir!“ Im Nu waren wir unten im Hof, wuschen uns am Brunnen und stiegen wenige Minuten später auf den wackligen, holperigen Leiterwagen. Stolpernd und holpernd ging der Weg hügelab, hügelab, bis er endlich in eine breite Landstraße mündete, auf der wir am Nachmittag nach Lebring kamen. Wir bezahlten den ausbedungenen Fahrpreis und gingen zum Bahnhof. Mit dem nächsten Personenzug fuhren wir nach Graz. Wir stiegen vorsichtshalber im Vorort Puntigam aus und legten den Weg nach der Stadt zu Fuß zurück. Es war schon ganz dunkel, als wir in der steirischen Hauptstadt ankamen.

Ein Kapitel unseres abenteuerlichen Lebens war abgeschlossen, ein anderes begann.

NEUER ANFANG

In einem bescheidenen Hotel mieteten wir ein kleines Giebelzimmerchen und schliefen uns zunächst einmal richtig aus. Und dann — ja, dann standen wir mittellos in einer fremden Stadt, in der uns niemand kannte. Wenn wir noch so sehr sparten, reichte unser Geld doch nur für wenige Tage und wir würden nicht einmal unser Zimmerchen bezahlen können. Planlos und ziellos und doch suchend irrten wir in der Stadt umher. Und siehe, wenn die Not am größten, ist die Hilfe der Genossen am nächsten! Wir trafen einen bekannten Lokomotivführer aus Maribor, der für Österreich votiert hatte, aus Jugoslawien ausgewiesen worden war und nun in Graz, wo er infolge der argen Wohnungsnot keine Wohnung hatte finden können, mit seiner Frau und drei Kindern in zwei alten Eisenbahnwagen am Köflacher Verschubbahnhof hauste. Dieser Genosse war gerne bereit, sein „Heim“ mit uns zu teilen. In einem Wagen wohnte er mit seiner Familie, im zweiten, der mit Brennholz und allerlei Gerümpel vollgestopft war, wurde eine Hälfte freigemacht, ein Strohsack wurde auch aufgetrieben und wir hatten wieder ein Dach über dem Haupte, wenn es auch bloß das leicht gewölbte Dach eines Eisenbahnwagens war. Auch für weitere Hilfe hatten wir diesem Genossen zu danken. Er setzte es durch, daß wir in der Eisenbahnbedienstetenküche für ganz wenig Geld Mittag- und Abendessen bekamen.

Mein Mann wandte sich dann auch an die Partei. Es war durchaus verständlich, daß man sich zunächst sehr reserviert verhielt. Wir hatten keine Papiere, die uns als Parteigenossen auswiesen, wir waren fremde Menschen und wir waren aus Ungarn gekommen. Also wieder wie in Maribor: Vorsicht geboten! Ein Freudentag war es deshalb für uns, als Koloman ganz unvermutet den Genossen Hartmann traf, den Bauarbeitersekretär, mit dem er vor seiner Einrückung zum Militär in Triest in der Partei und in der Gewerkschaft gearbeitet hatte. Diesem Freunde konnte Koloman erzählen, wie es uns bisher ergangen war, ihm konnte er seine mißlichen Verhältnisse schildern. Hartmann, der die organisatorische Begabung meines Mannes kannte, wurde zu seinem Fürsprecher beim Grazer Landespartei Vorstand. Und Ende Juni 1920 wurde mein Mann aufgefordert, probeweise das Parteisekretariat in Fürstenfeld zu übernehmen.

In Fürstenfeld wurden wir von dem dortigen Bürgermeister, dem leider bereits verstorbenen Genossen Weichselberger, herzlich aufgenommen. Fürstenfeld ist eine kleine Stadt mit etwa sechstausend Einwohnern nahe der ungarischen Grenze. Eine Tabakfabrik mit damals 1200 Arbeitern und Angestellten war das einzige bemerkenswerte industrielle Unternehmen in dieser oststeirischen Stadt. Die Bewohner der umliegenden Landgemeinden befassen sich vorwiegend mit der Landwirtschaft. In diesem Gebiete nun, auf keineswegs günstigem Boden, begann Koloman seine Aufbauarbeit. Wir mieteten ein Dachzimmer mit Sparherd, das wir zunächst fast gar nicht möblieren konnten. Meine Mutter schickte uns einen Reisekorb mit der notwendigen Wäsche, ein paar ausgebesserten Kleidern und etwas Hausgerät. Wir freuten uns über das kleinste Stück in unserem neugegründeten Haushalt, den ich führte, der mir aber seiner Winzigkeit wegen so wenig zu tun gab, daß ich von allem Anfang an Zeit genug hatte, mich um die Frauenorganisation zu kümmern.

Versammlungen, Sitzungen, Bildungsvorträge reihten sich in rascher Folge aneinander. Mein Mann war fast allabendlich unterwegs, in allen größeren Orten Versammlungen und Sitzungen abhaltend. Die Oststeiermark war die Hochburg der steirischen Christlichsozialen. Die Geistlichen hatten besonders in den Landgemeinden großen Einfluß auf die Bevölkerung. Bald wurde in der ganzen Umgebung bekannt, daß es in Fürstenfeld einen sozialdemokratischen Parteisekretär gab, der den Arbeitern und Arbeiterinnen unentgeltlich Auskünfte erteilte, sie bei Gericht vertrat und für sie in Arbeits- und Gewerkschaftsangelegenheiten intervenierte. In Scharen kamen von weit und breit die sorge- und kummerbeladenen Proletarier. Die Tabakarbeiterinnen erwiesen sich für die Ratschläge, die mein Mann ihnen gab, dadurch dankbar, daß sie unseren allzu primitiven Haushalt mit den notwendigsten Geräten auszustatten begannen. Eine Genossin veranstaltete sogar eine Sammlung von Kücheneinrichtungsgegenständen.

Das Bürgertum, das bald auf den neuen Parteisekretär aufmerksam wurde, warf seinen ganzen Haß auf ihn und versuchte, ihn zu verdrängen. Bald hatten die biedereren, frommen Bürger herausgebracht, daß wir aus Ungarn gekommen waren und von dort aus verfolgt wurden. Und nun begann die nie mehr endende Hetzkampagne gegen den „Bolschewiken“ Wallisch!

Die Zahl der Ortsorganisationen der Partei war rasch gewachsen, in vielen Orten schufen wir Frauenkomitees und Jugendorganisationen. In der früher fast ganz schwarzen Oststeiermark entstanden immer mehr und mehr rote Stützpunkte. Daß er das zustande gebracht hatte, hat das Bürgertum meinem Manne nie verziehen. Und als gar einige Unternehmer wegen der brutalen Ausbeutung ihrer Arbeiter und Lehrlinge, in der sie bisher nie gestört worden waren, öffentlich gebrandmarkt wurden, kannte der Haß der Gegner keine Grenzen mehr. Im Kampfe gegen Wallisch war ihnen kein Mittel zu schlecht,

auch das nicht, die nahen ungarischen Grenzbehörden auf seine Anwesenheit in Fürstenfeld aufmerksam zu machen.

Eines Abends — wir saßen gerade in einer Sitzung des Parteiausschusses — stürzte ein Genosse herein und brachte die Nachricht, daß ungarische Banden im Anmarsch auf die Stadt seien. Der Bürgermeister verständigte sofort die Fabrik, die ihre Sirene ertönen ließ, worauf die alarmierten Arbeiter und Arbeiterinnen auf die Straße eilten, erregt nach der Bedeutung des Signals fragend. Als sie erfuhren, daß ungarische Banden kämen, liefen sie um Waffen. Sie kamen mit Holzprügeln, Sensen, Mistgabeln, der eine oder andere auch mit einem Gewehr, das er noch vom Kriege her daheim hatte. Als die Ungarn die große Menschenansammlung sahen, zogen sie sich wieder zurück. Sie wollten damals den Wallisch holen. „Wir kriegen ihn schon noch, den Wallisch!“ drohten sie bei ihrem Rückzug.

Da wir an ziemlich entlegener Stelle in einem Häuschen wohnten, das in einem dunklen Garten stand, lebte ich dauernd unter der drückenden Angst, daß man eines Nachts unser Haus umzingeln und uns fangen werde, ohne daß man in der Stadt etwas merken würde. Wir übersiedelten deshalb ins Stadtinnere zu einer alten Pensionistin.

Auf dem Landesparteitag im Herbst 1920 konnten wir auf prächtige Erfolge, auf einen herrlichen Aufschwung der Bewegung in der Oststeiermark verweisen. Bei dieser Gelegenheit lernte mein Mann den Bürgermeister von Bruck an der Mur, den Genossen Pichler, kennen, der ganz begeistert war von unserer, besonders Kolomans Arbeit und ihm das Angebot machte, als Parteisekretär nach Bruck zu gehen. Nach langer Überlegung und nachdem der Parteivorstand seine Zustimmung gegeben hatte, sagten wir zu. Die Fürstenfelder Arbeiterschaft ließ uns nur ungern scheiden.

Anfang Februar 1921 trat Koloman seine neue Stelle an.

BEI DEN ARBEITERN VON BRUCK AN DER MUR

Zwischen hohen Bergen eingebettet, zwischen Rennfeld- und Hochlantschgebirge, Hochalm und Rosseggebirge, liegt Bruck, eine Stadt mit zwölftausend Einwohnern, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, eine wichtige Stadt auch für die steirische Arbeiterbewegung. Die Flüsse Mürz und Mur vereinigen sich in der Stadt, daher das Motto der Brucker Arbeitersänger:

„Wo Mürz und Mur zusammenfließt,
Das Lied der Arbeit dich begrüßt.“

In Bruck sind eine große Drahtstiftenfabrik, eine Holzstoff- und Papierfabrik, in denen früher Hunderte von Arbeitern Beschäftigung fanden, und in der näheren und weiteren Umgebung gibt es eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Betriebe — das berühmte Böhlerwerk, in dem der bekannte Böhlerstahl erzeugt wird, dann die bekannten Werke von Donawitz. Das Klima ist rau; auf den Feldern in der Nähe des Stadtgebietes gedeihen nur Kartoffeln und das übliche Hausgemüse, Obst nur sehr wenig, weil es zu kalt ist, gibt es doch oft noch im Mai und bereits wieder im September Schnee. In einem solchen Gebiete mußten in der Kriegszeit die Lebensmittel noch viel rarer sein als anderwärts, dazu kam noch, daß während des Krieges in diesem Industriegebiet bedeutend mehr Menschen zusammengezogen worden waren als je zuvor. Und diese Menschen, schwer arbeitende Menschen,

die noch dazu unter der Geißel des Kriegsdienstleistungsgesetzes stöhnten, litten Hunger. Schon in dem Jahre 1917 und erst recht im großen Hungerjahre 1918 gab es Hungerkrawalle, entfesselt von verzweifelten Frauen. Kein Wunder, daß diese Arbeiterschaft, als mit dem Zusammenbruch der Monarchie auch die schlimmsten Fesseln fielen, sehr radikalisiert war, daß sie revolutionärer war als das Proletariat anderer Gegenden.

Während des Krieges war auf der in die Stadt führenden Holzbrücke ein in einen zerschlissenen, dünnen Rock, unter dem drei alte Westen übereinander geknüpft waren, gehüllter Mann gestanden und hatte Zeitungen verkauft. Dieser Mann, Genosse Pichler, wurde nach dem Umsturz zum Bürgermeister der Stadt gewählt. Die revolutionären Arbeiter wollten es so. Welche Herausforderung für das Bürgertum! Ein ausgehungertes Mann, der mit seiner Frau Zeitungen verkaufen muß, um das nackte Leben zu fristen, sollte der Bürgermeister sein?! Nun, Genosse Pichler machte sich, unbekümmert um Spott und Hohn der Bürger, an die Arbeit. Ein wohldurchdachtes System sozialer Fürsorge wurde geschaffen, die Verköstigung der Leute im Altersheim, die bisher höchstens an Sonntagen ein Stückchen Fleisch bekommen hatten, wurde verbessert und durch Einführung der Eigenwirtschaft zugleich verbilligt, die Kriegerwitwen und -waisen wurden regelmäßig unterstützt, die während des Krieges verwahrlosten, fast unpassierbaren Straßen wurden erneuert, die Straßenbeleuchtung wurde zu einer im Vergleich zur vorsozialdemokratischen Zeit feenhaften gemacht. Volkswohnhäuser wurden gebaut — kurz, es wurde sozialistische Aufbauarbeit geleistet.

Pichler war zunächst auch noch Parteisekretär und Bezirksvertrauensmann. Als seine Überbürdung zu schwer wurde, holte er Koloman als Parteisekretär. Koloman hat so gearbeitet wie in Fürstenfeld. Schwer war auch der Brucker Bezirk zu betreuen. Weite und schwierige Wege in ferne Gebirgstäler — mitunter sehr schwierige Wegverhältnisse — und eine zum

Teil erst vor kurzem von der Bewegung erfaßte, also noch ungeschulte Arbeiterschaft. Es hat Jahre gedauert, bis die ärgsten Schwierigkeiten überwunden waren — aber es ging vorwärts!

Koloman war nicht allein in der Partei, sondern wohl in jedem Zweig der Arbeiterbewegung tätig. Bald war das sozialdemokratische Parteisekretariat Auskunftskanzlei für die verschiedensten Angelegenheiten. Hatte ein Arbeiter oder eine Arbeiterin mit dem Arbeitgeber einen Konflikt, so kamen sie zu Wallisch. Kannte sich ein Kleinbauer in einer Steuerangelegenheit nicht aus, so kam er zu Wallisch. Stritten sich zwei Leute, so kamen sie zu Wallisch, damit er den Streit schlichte. Ja, auch nicht wenige gefährdete Ehen mußte Wallisch wieder ins rechte Geleise bringen! Seine gründliche Kenntnis der Gesetze, die er durch unermüdliches Studium vervollkommnete, ermöglichte es ihm, als Laienvertreter vor Gericht vielen Arbeitern zu helfen. Die Herren Advokaten waren zumeist Anhänger der Bürgerparteien, aber das schwerverdiente Geld der Arbeiter nahmen sie doch recht gerne. Als ihnen, der Einkommenschmälerung wegen, diese Tätigkeit Wallisch' als Laienvertreter bedenklich erschien, machten sie eine Protesteingabe an die Advokatenkammer in Graz. Da aber Wallisch für seine Tätigkeit nachgewiesenermaßen nie auch nur einen Groschen angenommen hatte, konnte auch die Advokatenkammer nichts machen. Das Gesetz erlaubt die Laienvertretung. Die Advokaten aber waren auf Wallisch nie gut zu sprechen.

Wir wohnten nach unserer Ankunft in Bruck einen Monat lang bei einem Genossen, der eine größere Wohnung hatte. Anfang März bezogen wir eine aus Zimmer und Küche bestehende Wohnung in der Murvorstadt im dritten Stock eines Privathauses. Nun hatten wir eine Eigenwohnung, aber nichts zum Hineinstellen. Wir mußten Geld aufnehmen, um die allernotwendigsten Möbel kaufen zu können, und dann mußten wir äußerst sparsam leben, um die monatliche Tilgungsrate zahlen

zu können. Ich hatte mit meiner kleinen Hauswirtschaft nicht allzuviel zu tun und konnte mich gleich meinem Manne der Parteiarbeit widmen. Ich war hauptsächlich in der Frauenbewegung und bei den „Kinderfreunden“ tätig.

Unser erstes großes Erlebnis in Bruck war die Durchreise des Exkaisers Karl, der nach seinem mißglückten Putsch aus Steinamanger in einem Sonderzug durch Österreich nach der Schweiz reiste. Als die Arbeiter, die unter der Monarchie so viel gelitten hatten, erfuhren, daß Karl Habsburg — das war an einem der ersten Apriltage 1921 — durch Bruck fahren sollte, strömten sie von allen Seiten her dem Bahnhofe zu, nicht nur die Brucker Arbeiter, sondern auch die aus allen Orten der Umgebung. Tausende und aber Tausende. Nächst dem Bahnhofe liegt ein kleiner Hügel, Gloriette genannt, der dicht besetzt war von Arbeitern. Der Zug Karl Habsburgs mußte in Frohnleiten haltmachen, als von Bruck die Meldung kam, daß der Bahnhof von Arbeitern besetzt sei, die dem ehemaligen Kaiser ihre Meinung sagen wollten. Eine Abordnung kam aus Frohnleiten, um uns darzulegen, welche heikle internationale Situation durch die Arbeiterdemonstration geschaffen werde. Von allen Seiten her wurden wir telephonisch auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht, in die wir den Staat brächten, die wir auch den Großmächten bereiteten, die doch keine Gefährdung des Exkaisers zulassen konnten. Die Bedingungen der Durchreise waren zudem von der Sozialdemokratischen Partei festgesetzt worden, Bundessoldaten unter dem Kommando eines sozialdemokratischen Offiziers und zwei sozialdemokratische Abgeordnete begleiteten den Zug. Pichler und Wallisch wußten das alles und bemühten sich stundenlang, die Arbeiter von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie sprachen auf die Arbeiter ein, bis beide völlig heiser waren. Alles Reden nützte nichts. Erst nach Mitternacht, als den meisten Arbeitern das Warten zu lange dauerte, kam es zu einer Verständigung, zu der Vereinbarung, daß nur dreihundert Leute am Bahnhofe bleiben durften. Diese

begrüßten den erst in den Morgenstunden durchfahrenden Habsburger mit stürmischen „Pfui!“-Rufen. Das Bürgertum war sehr erbittert. Den Bürgern war ja der Kaiser noch immer eine geheiligte Person, und republikanisch ist dieses Bürgertum nie gewesen. Und selbstverständlich belud es mit aller „Schuld“ an diesem Vorfall — Koloman Wallisch.

Im Jahre 1923 — wir waren mittlerweile österreichische Staatsbürger geworden — wollten wir unseren Urlaub in Maribor bei meinen Eltern verbringen. Mit ordnungsgemäßen und vidierten Pässen reisten wir nach Maribor. Wir waren erst wenige Tage dort, als frühmorgens das Häuschen meiner Eltern wieder von Gendarmerie umstellt war und wir verhaftet und unter Gendarmeriebedeckung durch die ganze Stadt geführt wurden. Koloman wurde dem Kreisgericht eingeliefert, ich in das berüchtigte „Graf“-Gefängnis am linken Drauufer gebracht. Wir wurden noch immer wegen des Streiks im Jahre 1920 verfolgt! Als auf Veranlassung von Parteigenossen ein Rechtsanwalt für mich intervenierte, wurde ich zwar enthaftet, aber, ohne daß ich meine Eltern hätte nochmals aufsuchen dürfen, nach Österreich abgeschoben. In Graz sprach ich sofort in unserem Parteisekretariat vor, das beim jugoslawischen Konsulat intervenierte, jedoch ohne Erfolg. Denn mein Mann war eines besonders großen Vergehens beschuldigt: er sollte dem Polizeichef eine Drohkarte geschrieben haben! Die Karte war mit W. unterschrieben. Dreiundzwanzig Tage saß mein Mann in Haft, bis die Schriftsachverständigen vom Urlaub zurückkehrten und nun endlich festgestellt werden konnte, daß die Schrift der Karte nicht mit seiner identisch war. Nicht nur für mich — auch für die Brucker Arbeiter war das Telegramm, das seine Heimkehr meldete, eine Freudenbotschaft. Um ein Uhr nachts kam der Zug, der Koloman heimbrachte, nach Bruck, aber trotz der späten Stunde warteten viele tausend Arbeiter an der Bahn, um ihm einen festlichen Empfang zu bereiten. Nicht zuletzt auch deshalb, weil das „Obersteirerblatt“, das in Bruck erschei-

nende bürgerliche Blättchen, schon so laut darüber gejubelt hatte, daß der „Arbeiteraufhetzer“ nicht mehr zurückkehre...

Aber wie oft hat dieser „Arbeiteraufhetzer“ beruhigend auf empörte Arbeiter eingewirkt!

In Bruck gab es einen Fleischhauer und Gastwirt mit Namen Kreschmasch, der als Preistreiber verschrien war, es aber recht weit gebracht hatte, zu ansehnlichem Häuser- und Realbesitz, der also in den Augen des Bürgertums ein besonders achtenswerter Mensch war, im Gegensatz zu den verachteten Arbeitern, an denen er so reichlich verdient hatte. Wiederholt war er wegen Preistreiberei bestraft worden, aber stets nur mit kleinen Geldstrafen, die er lächelnd bezahlen konnte, weil er ja wußte, sie bald um ein Vielfaches wieder hereinbringen zu können. Als wieder einmal eine besonders krasse Preistreiberei ans Licht kam, warfen sich die entrüsteten Arbeiter selber zu Richtern auf. Eine große Menge Arbeiter, hauptsächlich aber Frauen, ging zur Fleischhauerei und verlangte den Mann zu sprechen. Der aber entfloh, als er die anrückende Masse sah, Hals über Kopf in den Keller und durch ihn hinaus in den Garten und über Zäune hinweg, seine am ganzen Körper zitternde Frau allein im Geschäft zurücklassend. Nun hatten die Arbeiter keineswegs die Absicht, dem Herrn etwas zu tun, sie wollten ihm nur einmal energisch „Halt!“ gebieten. Die Frau aber telephonierte in ihrer Angst an den verhaßten Parteisekretär, er solle doch sofort zu Hilfe kommen. Koloman kam und beruhigte die Frau, er beruhigte aber auch die Demonstranten. Um einen die Arbeiter befriedigenden Ausweg zu schaffen, schlug er vor, zur Sühne für die Wucherei des Fleischers die im Laden vorhandenen Fleisch- und Wurstwaren zugunsten der Armen der Stadt zu beschlagnahmen. So geschah es auch; die Frau war froh, daß der Konflikt so verhältnismäßig billig beigelegt werden konnte, und die Vorräte wurden den Armen gegeben, den Kranken im Spital und den schwachsinnigen Kindern im Pius-Institut. Kein

Stückchen wurde anders verwendet. Der Fleischer aber begab sich am nächsten Tage zur Bezirkshauptmannschaft, um sich zu beschweren, wurde aber von den amtlichen Funktionären gewarnt, den Zorn der Arbeiter nochmals heraufzubeschwören. Wie rächte sich nun der Held? Indem er seinen großen Hund „Wallisch“ nannte! Und das gefiel dem Bürgertum über alle Maßen! Die anderen Kaufleute mußten nun vorsichtiger sein, sie waren eingeschüchtert — aber sie haßten, haßten, haßten den Wallisch! Denn nichts verwundet die Seele des bürgerlichen Christen tiefer als eine Schmälerung seines Profits...

In eine schwere Krise stürzte uns der Versuch, ein Arbeiterheim zu bauen. Wir mußten, weil die uns zur Verfügung stehenden Räume nicht ausreichten, jede Veranstaltung mehrmals wiederholen. Die Vertrauenspersonen beschlossen fast einstimmig den Bau eines Arbeiterheimes. Es wäre nach dem gefaßten Plan keineswegs zu groß für die organisierte Arbeiterschaft Brucks gewesen, wohl aber waren die Kosten viel zu hoch. Das wollte man im Begeisterungsrausch nicht sehen, man begann zu bauen. So gut die Genossen konnten, halfen sie mit. Viele, viele tausend Arbeitsstunden an den Abenden, viele, viele tausend an Sonntagen haben sie für den Bau geleistet. Und schon freuten sie sich auf die Eröffnung, als plötzlich die Firma, die den Bau übernommen hatte, erklärte, das Geld bis zu einer gewissen Fertigstellung müsse sofort erlegt werden, ehe der Bau weitergeführt werde. Woher sofort das Geld nehmen? Alle Beratungen blieben ergebnislos. Da brachte Genosse Pichler Geld. Zu wenig, aber doch etwas. Es war sein bißchen Erspartes. Ihm lag der Bau des Arbeiterheimes so sehr am Herzen, daß er gern seine paar hundert Schillinge opferte. Das war groß und schön gehandelt. Schlimm aber war seine zweite, wenn auch reinen Motiven — der Liebe zu den Arbeitern — entsprungene Tat: er entlieh ohne Genehmigung vom Bezirksausschuß und von der Gemeinde Geld, selbstverständlich mit dem festen Vorsatz, es möglichst bald

zurückzuzahlen. Wir selbst wußten nichts davon. Das Bürgertum aber erfuhr irgendwie von diesem Vorgang und veranlaßte eine Revision der Kassen durch das Landesfinanzamt. Und nun ging ein Höllenlärm los, und just diejenigen, die in früheren Zeiten die Gemeinde gar gut für sich auszunützen verstanden hatten, gebärdeten sich als die Entrüstetsten. Unser Parteivorstand beschloß sofort, daß Genosse Pichler von seinem Amte zu entheben sei — ja, Genosse Pichler, der so sehr an den Brucker Arbeitern hing und den die Arbeiter so sehr liebten, mußte sogar Bruck verlassen und nach Wien übersiedeln.

Die bürgerliche Presse jubelte; schon sah sie den Zusammenbruch der Sozialdemokratischen Partei! Unsere Antwort war eine Werbeweche für die Partei. Am nächsten Samstag wurden vierhundert Beitrittserklärungen von Männern und zweihundert von Frauen abgegeben...

Das Arbeiterheim hatten wir freilich verloren. Die Firma, die so unschön an uns gehandelt, stellte den Bau fertig, die geplanten Kanzleien wurden in Wohnungen verwandelt, der große Saal wurde nie benützt. Die Arbeiter hätten ihn nie betreten.

*

Oft und laut hat das österreichische Bürgertum über sozialdemokratischen Terror geklagt. Wir haben aber immer nur die Massenaktion — den Streik und die Demonstration — als Kampfmittel gegen unsere Feinde benützt. Wohl aber ist es zu Ermordungen von Arbeitern durch Terrorgruppen des Bürgertums gekommen.

Am 30. Jänner 1927 wurden in Schattendorf im Burgenland ein arbeitsloser Kriegsinvalide und ein achtjähriger Arbeiterbub von „Frontkämpfern“ — einer reaktionären, den Hakenkreuzlern zuneigenden Truppe — aus dem Hinterhalt erschossen. Am 14. Juli wurde das Urteil im Prozeß gegen die Mörder gefällt — sie wurden freigesprochen! Die bürgerlichen

Zeitungen hatten all ihre christliche Liebe für die — Mörder entdeckt und die heftigsten Anklagen gegen die — Sozialdemokraten erhoben. Der Arbeiter bemächtigte sich eine ungeheure Empörung. Die Partei hatte gar keine Parole ausgegeben. Aber das beleidigte Rechtsempfinden der Arbeiter, eine der herrlichsten Tugenden der Arbeiter — ihr tiefmenschliches Gerechtigkeitsbedürfnis, das keiner anderen Gesellschaftsschichte in solchem Maße eigen ist, drängte sie auf die Straße. Zwei Menschen — ein wehrloser Invalide und ein Kind — waren tückisch erschossen worden und die Mörder wurden unter dem Beifallsgeheul ihrer Mordgesellen freigesprochen! Die große Demonstration der Wiener Arbeiter am 15. Juli 1927 war der Aufstand der gekränkten Menschenwürde gegen das Unrecht!

Wir wußten nichts vom Urteil im Schattendorfer Mordprozeß und nichts von der Demonstration der Wiener Arbeiter, nichts vom Brand des Justizpalastes und nichts von der mörderischen Schießerei der Polizei und nichts vom daraufhin verkündeten Generalstreik, denn wir waren eben erst auf Urlaub gegangen, den wir in einem kleinen Örtchen in der Oststeiermark zu verbringen gedachten. Kaum hatten wir uns ein wenig häuslich eingerichtet, als nachts ein Auto den Berg heraufklohm, ein Genosse heraussprang und meinen Mann aufforderte, sofort nach Bruck zu kommen. In hastigen Worten schilderte er die Ereignisse.

Am 16. Juli waren wir um halb acht Uhr früh in Bruck, um zehn Uhr waren gewaltige Massen zu einer Versammlung auf dem Hauptplatz zusammengeströmt. Die Situation war ungeheuer gefährlich. Die Brucker Arbeiter waren nicht minder erregt als die Arbeiter Wiens. Es soll nicht geleugnet werden, daß viele mit heißen Rachegefühlen gekommen waren. Rache für die Schattendorfer Mörder! Rache für die in Wien Erschossenen! Noch wußte man nichts völlig Zuverlässiges. Wallisch berichtete, was er hatte erfahren können. Das war der leichtere Teil seiner Aufgabe. Der viel schwerere war die Auseinander-

setzung mit den Arbeitern, denn die Kunde vom Brande des Justizpalastes hatte eine Art Brandstiftungspsychose erzeugt. Da gab es Arbeiter, die mit Petroleumflaschen und Zündern unter dem Rock gekommen waren und darauf erpicht waren, bürgerliche Häuser anzuzünden! Nicht jeder Arbeiter und nicht einmal jeder organisierte ist ein geschulter Sozialdemokrat.

Koloman, der das Gefährliche der Situation erkannte, war bemüht, die Arbeiter von ihrem unsinnigen Vorhaben abzulenken. Er verlangte von den Arbeitern vor allem Ruhe, Besonnenheit und Disziplin. „Bremser! Bremser!“ brüllten die Leute hinauf zum Rathausbalkon, von dem aus er sprach, und sie warfen ihm vor, daß er vergossenes Arbeiterblut nicht rächen wolle. Koloman mußte in dieser Situation ein starkes Wort sagen, sonst wären die Arbeiter losgebrochen — er erklärte: „In dem Moment, da in Bruck Arbeiterblut fließt, wird auch Bürgerblut fließen.“ Er durfte als gewiß annehmen, daß in Bruck kein Arbeiterblut fließen werde! Das Bürgertum hatte sich vor dem Zorn der Proletarier verkrochen, die Gendarmerie hielt sich zurück. Diesen Worten Kolomans folgte allseitige Zustimmung. Er machte nun den Vorschlag, eine Arbeiterabordnung solle dem Bezirkshauptmann die Forderung unterbreiten:

1. daß die Gasthäuser gesperrt werden und nirgends Alkohol ausgeschenkt werden darf;
2. daß, solange in Wien Unruhen sind, alle Geschäfte bis auf die Lebensmittelgeschäfte gesperrt werden sollen;
3. daß die Gendarmerie, die nur aufreizend auf die Bevölkerung wirke, in der Kaserne bleiben soll. Die Ordnung in der Stadt wird von der Gemeindepolizei und dem Schutzbund aufrecht erhalten.

Mit diesen Forderungen, die tatsächlich nur der Aufrechterhaltung der Ruhe dienten, war der Bezirkshauptmann einverstanden. Von ihm und von der Partei wurden Kundmachungen ausgegeben, die die Bevölkerung aufforderten, sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen zu lassen.

An den Ein- und Ausgängen der Stadt wurden vom Schutzbund die durchfahrenden Autos kontrolliert. Niemand wurde belästigt, niemandem geschah etwas, nur einige Waffen wurden beschlagnahmt. Einige Genossen wurden mittels Auto nach Wien geschickt, um die Situation in der Hauptstadt kennenzulernen. Als sie nach ihrer Rückkehr berichteten, daß wieder Ruhe herrsche und da nun auch der Generalstreik eingestellt war, wurden auch in Bruck die Geschäfte wieder geöffnet und die Kontrolle aufgehoben.

Nicht in ganz Steiermark war die Arbeiterschaft so gut organisiert und in manchen Landesteilen sogar sehr schwach, besonders in agrarischen Gebieten. Dort hatten sich in der letzten Zeit auch die Heimwehren stärker entwickelt, die sich jetzt plötzlich zu rühren begannen und während des Streiks sogar mit einem Marsch nach Graz gedroht hatten. Das Bürgertum erkannte nun in den Heimwehren jene Macht, die gegen die Arbeiter eingesetzt werden konnte und dieses Bürgertum, das über den Generalstreik maßlos empört war, weil es in ihm nicht so sehr eine Abwehr der Arbeiter als vielmehr eine Drohung sah, wünschte nichts sehnlicher als die Niederwerfung der Arbeiter. Noch war es nicht so weit, aber man konnte zunächst den Haß auf jene sozialistischen Vertrauensmänner konzentrieren, in denen man die proletarische Bewegung verkörpert sah und gegen diese die ganze Wut der Bauern und Bürger lenken. Und da wußte man in Steiermark keinen geeigneteren als — Wallisch! „In Bruck hat der Wallisch eine Rätediktatur aufgerichtet!“ Balkengroße Lettern in den Bürgerzeitungen, auch in denen Wiens, berichteten über die Schreckenstage dieser „Rätediktatur“! Sogar Autos waren angehalten worden! Der Bezirkshauptmannstellvertreter, der mit Wallisch die Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ruhe vereinbart hatte, wußte nun plötzlich, daß er von Wallisch und dessen Anhängern gezwungen worden war, diese Maßnahmen zu treffen. Und plötzlich wußte man auch ganz genau, daß

Wallisch am 16. Juli auf dem Marktplatze gesagt habe, es müsse unter allen Umständen Bürgerblut fließen — die Arbeiter hatten bloß die Aufforderung des Wallisch nicht befolgt!

Wallisch hat am 16. Juli, als er die Arbeiter, die erregtesten und bedenkenlosesten unter ihnen, von ihren abenteuerlichen Plänen abbrachte, gewiß im Interesse der Proletarier gehandelt und sie vor Unglück bewahrt. Aber er hat auch namenloses Unheil von der Stadt und von den Brucker Bürgern abgewehrt. Das mußte er büßen durch eine nie mehr aussetzende, nie mehr endende, grausame und gewissenlose Hetze, die das Bürgertum gegen ihn entfesselte...

Sie hat gewirkt! Sie hat, da ja die bürgerliche Presse viel verbreiteter ist als die proletarische und auch unter den Arbeitern gelesen wurde, schließlich doch eine Atmosphäre des Zweifels und des Gruselns, des Mißtrauens und der Furcht um Wallisch geschaffen, die da und dort auch Vertrauensmänner beeinflusste. Auch die Grazer Parteileitung konnte sich ihr nicht entziehen und der „Arbeiterwille“ sprach von unüberlegten Handlungen eines einzelnen. Koloman wurde sogar angedeutet, daß es besser wäre, um den gerichtlichen Verfolgungen zu entgehen, Österreich zu verlassen. Die Brucker Arbeiter aber standen zu Wallisch, auch in seinem Konflikte mit der Landesparteileitung. Schließlich gelang es ihm, diese Differenzen beizulegen. Die bürgerlichen Zeitungen aber haben sich noch lange und immer wieder auf jene Bemerkung im sozialdemokratischen „Arbeiterwille“ berufen! Just während dieser Zeit mußten die Brucker in einen Gemeindevwahlkampf eintreten. Das Bürgertum hatte gehofft, den Arbeitern eine schwere Niederlage beibringen zu können. Die Kampagne gegen den „Bolschewiken“ Wallisch mußte doch wirken! Am Vorabend des Wahltages wurde, um den Bürgersieg zu einem ganz sicheren zu machen, noch ein besonders gemeines Flugblatt ausgegeben, das behauptete, Wallisch sei ein ungarischer Jude und heiße in Wirklichkeit Isidor Wolf... Und die Wirkung?

Am Abend des Wahltages konnten wir feststellen, daß wir zwei Mandate und damit die sichere Mehrheit in der Gemeindevertretung gewonnen hatten!

Der Jubel unserer Genossen war groß und die Brucker Arbeiter gewannen erhöhtes Ansehen in der ganzen steirischen Partei und das Wort wurde gebräuchlich, man müsse „bruckerrisch reden“.

IM KAMPF MIT DEM HEIMWEHRFASCHISMUS

Die Heimwehren waren erstarkt. Sie bestanden nicht mehr bloß aus Bauernburschen, die ihre „Hetz“ haben wollten, denen das Uniformtragen gefiel und denen die Heimwehrbetätigung als eine Art organisierten und legalisierten Sonntagsraufens erschien, sondern auch aus — Arbeitern. Die Krise hatte manche Arbeiter zermürbt. Von den Unternehmern wurde ein ungeheurer Druck auf die Arbeiter ausgeübt, um sie zum Beitritt zur Heimwehr zu bewegen. Besonders konsequent wurde diese Methode im Bereiche der Alpine-Montan-Gesellschaft angewendet, Peitsche und Zuckerbrot! Lohnerhöhungen und Meisterposten wurden den gefügigen Arbeitern versprochen. Wären diese Verheißungen erfüllt worden, hätte es bald mehr Werkmeister als Arbeiter in Leoben und Donawitz gegeben!

Die Heimwehren veranstalteten Aufmärsche — der Faschismus drohte! Der Republikanische Schutzbund veranstaltete Gegenaufmärsche. Bald gab es fast an jedem Sonntag irgendwo einen Aufmarsch — jeder Sonntag brachte neue Gefahren.

Am 18. August 1929 sollte in St. Lorenzen, einem kleinen Ort im Mürztal, der zehnjährige Bestand der dortigen Parteiorganisation gefeiert werden. Selbstverständlich wurde unsere Festveranstaltung rechtzeitig bei der Behörde angemeldet. Der Führer der Heimwehren in diesem Gebiete, ein Herr Kammerhofer, der einen Umsturz herbeiwünschte in der Hoffnung, dabei seine Schulden loszuwerden, verlangte von der Bezirkshaupt-

mannschaft das Verbot der sozialdemokratischen Veranstaltung. Mit bestem Willen konnte die Behörde diesem Wunsche nicht entsprechen, weil damals die Gesetze noch nicht ganz außer Kraft gesetzt waren. Die Heimwehren veranstalteten daraufhin am selben Tag einen Aufmarsch im nahegelegenen Kindberg, aber die Heimwehrbanden fuhren von Bruck, wo sie sich gesammelt hatten, nur zum Schein nach Kindberg, sie gingen sofort nach St. Lorenzen und besetzten am Vormittag unsere Festwiese.

Als die Brucker Arbeiter auf dem Wege zur Bahn waren — sie wollten mit einem Sonderzug nach St. Lorenzen fahren — wurden von Kindern Flugblätter an die Frauen verteilt, die sie aufforderten, nicht nach St. Lorenzen zu fahren, weil dort zweitausend Mann Heimatschutz stünden, um endlich mit dem Schutzbund abzurechnen. Der Wallisch werde auf keinen Fall sprechen können! Die Frauen ließen sich aber nicht einschüchtern. Ehe jedoch der Zug den Bahnhof verlassen durfte, wurde jeder Schutzbündler von Gendarmen sorgfältig nach Waffen untersucht! Waffenlose Schutzbündler fuhren nach St. Lorenzen! Den Heimwehren aber waren die Waffen nicht weggenommen worden!

Als wir in St. Lorenzen angekommen waren, formierten wir uns zu einem Zuge, der dem Festplatz zumarschierte. Als wir diesem näherkamen, sahen wir, daß er von bewaffneten und mit Stahlhelmen ausgerüsteten Faschisten besetzt war. Glaubt nicht, daß die Behörde nichts getan hätte, um ein Unglück zu verhüten! Sie hatte einen Gendarmen nach dem Festplatz geschickt und durch ihn die zweitausend Heimatschützer auffordern lassen, den Platz zu verlassen! Die Faschisten wußten natürlich, wie diese behördliche Aufforderung zu werten war. Sie fraßen alle Lebensmittel auf, die für die Festteilnehmer bestimmt waren, schlugen auf dem Platze alles kurz und klein und erwarteten dann die Ankunft der Arbeiter. Als wir den Festplatz besetzt sahen, mußten wir natürlich auf das Fest ver-

zichten. Wir wollten uns damit begnügen, eine Versammlung auf dem Kirchplatze abzuhalten. Die kleine vom Festplatze zum Kirchplatze führende Gasse, in der sich die Heimwehrlere stauten, wurde von einer starken Schutzbundkette gegen unseren Versammlungsplatz zu abgesperrt.

Die Musik spielte ein Freiheitslied, der Ortsvertrauensmann der Partei eröffnete die Versammlung und erteilte dem Festredner Wallisch das Wort. In diesem Augenblick setzte ein wilder Spektakel der Heimwehrlere ein, sie johlten und schrien und piffen. Unsere Genossen verlangten Ruhe. In diesem Augenblick flogen die ersten Steine gegen uns und es begann ein wilder Ansturm der Heimwehrlere, die, von den im Hintergrunde kommandierenden Führern durch laute „Hor-ruck“-Rufe angefeuert, die Schutzbundkette zu durchbrechen versuchten. Die Führer befahlen, die mit fünf Schillingen Taglohn gekauften Proletarier in der Heimwehruniform durften kämpfen. Koloman, darauf bauend, daß die Schutzbündler standhalten, beruhigte die Versammelten und begann wieder zu sprechen. In diesem Augenblick fielen Schüsse. Eine wilde Panik entstand, Frauen und Kinder schrien entsetzt auf, die Menge stob auseinander und in wenigen Augenblicken war der Platz leer. Nur die Schutzbündler waren nicht geflohen! Waffen hatten sie nicht, so rissen sie Zaunlatten aus und wehrten sich damit gegen die wütend dreinschlagenden Heimwehrlere.

Ich war mit meiner Mutter und mit meiner siebenjährigen Nichte, die damals bei uns auf Besuch waren, nach St. Lorenzen gekommen. Als die Schüsse fielen, floh ich mit meinen Lieben und brachte sie rasch in einem Hause unter. Dann eilte ich auf den Kampfplatz zurück. Dort sah ich, daß die Schutzbundreihen unerschüttert waren, daß die wackeren Schutzbündler mit Zaunlatten die vorstürmenden Heimwehrlere zurückhielten und daß — hinter der Front der Schutzbündler auf dem Kirchplatz eine Menge verletzter Heimwehrlere lagen. Das waren jene, die in die Schutzbundreihen eingebrochen und von unseren Ge-

nossen überwältigt worden waren. Ich war wie gebannt, ich konnte nicht vom Platze — und ich wollte auch nicht, solange ich meinen Mann im Kampfe wußte. Und plötzlich begannen die Heimwehrlere, obwohl an Zahl und an Waffen weit überlegen, zu wanken, zurückzuweichen und zu fliehen — denn sie waren keine tapferen Streiter, sie kämpften ja nicht für eine Überzeugung, sondern nur für fünf Schilling Taglohn! Aber da trat ein Maschinengewehr in Aktion und nun mußte der Schutzbund den Rückzug antreten. Mit Zaunlatten ist man gegen ein Maschinengewehr ohnmächtig! Nun kam auch ich hinter dem Baum, der mich zuletzt ein wenig verborgen hatte, hervor und begann zu laufen. Zwei Schutzbündler faßten mich an den Händen und rissen mich mit fort. Über unsere Köpfe hinweg sausten die Kugeln...

Außerhalb des Ortes wollten wir uns in einem Gebüsch verbergen, sahen aber, daß dort viele Geflüchtete versteckt waren. Um nicht auf das Gebüsch aufmerksam zu machen — die Heimwehrlere hätten sicher hineingeschossen, hätten sie Arbeiter dort vermutet — liefen wir weiter. Ein schauerliches Gewitter brach los, ein Sturzregen überschüttete uns, es blitzte und krachte ununterbrochen, wir liefen weiter, übersahen dabei ein kleines Bächlein, in das wir alle drei hineinfelen. Wir rapselten uns auf und liefen noch ein Stückchen weiter, bis wir aus der Gefahrenzone kamen. Rückschauend sah ich es alle Augenblicke zwischen den Balken des Kirchturms aufblitzen — vom Kirchturm aus wurde geschossen! Ein neben mir stehender Genosse erklärte daraufhin, aus der Kirche auszutreten.

Auf der Straße trafen wir die sich sammelnden Schutzbündler und meinen Mann, der mir ernstliche Vorwürfe machte, weil ich so lange auf dem Kampfplatz geblieben war. Aber mir war weiter nichts geschehen, als daß ich von einem Steinwurf einen blauen Fleck auf dem Arm bekommen hatte.

Wir hatten durch den Feuerüberfall der Heimwehrlere schwere Verluste erlitten: ein Arbeiter war tot, drei waren so

schwer verletzt, daß sie nicht am Leben erhalten werden konnten. Dem Genossen Hübl, einem fünfundfünfzigjährigen Arbeiter, der als Schutzbundsanitätsmann sich um einen verwundeten Heimwehrmann bemühte, schlugen zum Dank dafür die Faschisten beide Nieren ein, so daß er eines qualvollen Todes sterben mußte. Nach diesem schändlichen Überfall schritten die Behörden doch endlich energisch gegen die Heimwehrbanditen ein? Ach nein! Kein Heimatschützer wurde angeklagt! Aber Schutzbündler mußten ins Gefängnis, weil sie — geschossen hatten! Wir hatten die Toten — unser Fest war verhindert, unsere Versammlung war überfallen worden — aber unsere Schutzbündler wurden bestraft! Und nicht die Heimwehren hatten uns, nein, der Wallisch hatte die Heimwehren überfallen! So sagten es die bürgerlichen Zeitungen, so behaupteten Interpellationen der Faschisten im steirischen Landtag — der Wallisch war der Bluthund!

*

Am Samstag, dem 12. September 1931, war mein Mann wieder, wie an so vielen Abenden, auswärts in einer Versammlung. Es war ungefähr halb elf Uhr abends, als ich zum Telephon gerufen wurde. Ein Genosse teilte mir mit, daß sich auffallend viele Heimwehrleute mit Rucksäcken in ihrem Vereinslokal sammeln. Ich rief die Gendarmerie an und machte sie auf diese Ansammlung der Heimatschützer aufmerksam. Oh, das habe nichts zu bedeuten, wurde mir gesagt, ein Kamerad feiere Polterabend und habe alle Kameraden dazu eingeladen. Gegen zwölf Uhr kam Koloman heim, er wiederholte die Anfrage und bekam den gleichen Bescheid. Er gab die Auskunft weiter an die Bereitschaft des Schutzbundes, forderte sie aber zu besonderer Wachsamkeit auf. Wir gingen dann zu Bett und waren gerade im Einschlafen, als wieder das Telephon klingelte. Ein Polizist teilte mit, daß in der Laming, das ist ein Brucker Vorort, zweihundert schwerbewaffnete Heimwehrleute stehen, die

ihm gesagt hätten, daß es von jetzt an, nämlich von zwölf Uhr nachts an, eine neue Regierung in Österreich gebe, die Regierung Pfrimer, und daß es jetzt keine Sperrstunde mehr gebe. Der Anführer war ein Gastwirt, dessen höchstes Ideal die Aufhebung der Sperrstunde war. Triumphierend hatte er dem Polizisten, als dieser auf seinem Rundgang auch zu ihm gekommen war, um an die Sperrstunde zu mahnen, den Sieg seines Ideals verkündet. Der Polizist hatte darauf Koloman von seinen Wahrnehmungen berichtet.

Koloman alarmierte sofort den Schutzbund. Der Bürgermeister rief die Bezirkshauptmannschaft an und bekam dort nicht von einem Beamten, sondern von einem großenwahnsinnigen Advokaten, der sich dort eingenistet hatte, zur Antwort: „Ja, ja, Herr Bürgermeister, jetzt kommen andere Zeiten für Österreich!“ Auch die Gendarmerie wurde verständigt, aber der Kommandant Ortner erklärte trocken, er habe keine Befehle zum Ausrücken. Wir wußten nun, woran wir waren.

Die Heimwehr marschierte in die Stadt, besetzte die Bezirkshauptmannschaft, die Murbrücken und den Schloßberg, stellte auf dem Hauptplatz Maschinengewehre auf, marschierte demonstrativ an der Gendarmeriekaserne vorbei, in deren Fenstern die lachenden Gendarmen lagen, und bedrohte jeden, der ein Fenster öffne, mit dem Erschießen.

Ich alarmierte den Schutzbund auf der Stadtseite rechts der Mur, der sich bei unserem Wohnhause sammelte und den Murkai sicherte. Manche Stadtteile waren von uns besetzt, andere, wichtigere, von der Heimwehr. Wir verhielten uns zurückhaltend, wir warteten ab. Koloman hatte übrigens noch um zwei Uhr nachts die Redaktion der „Arbeiter-Zeitung“ in Wien angerufen und damit den Parteivorstand verständigt.

Viel ist nicht geschehen. Proklamationen der „neuen Regierung“ wurden angeschlagen, die die Aufhebung der Verfassung und der bürgerlichen Freiheit und die Verhängung des Standrechtes verkündeten. Und dann warteten die Heimwehrler, was

geschehen werde. Sie waren nicht ganz untätig: sie haben die Gemeindewache entwaffnet und den Direktor der städtischen Betriebe verhaftet, sie haben alle Arbeiter, die auf der sogenannten Murinsel wohnten, zusammengefangen und eingesperrt und auf dem Schloßberg die Wohnungstüre des Genossen Kaufmann erbrochen und in der Wohnung alles kurz und klein geschlagen — in Abwesenheit des Mannes, dessen Frau und Mutter natürlich keinen Widerstand wagen konnten. In Kapfenberg war es schlimmer; dort schossen die Heimwehrbanditen in das Arbeiterheim und töteten zwei Genossen. Im allgemeinen aber warteten die Putschisten ab, was geschehen werde und warteten das hauptsächlich in den Wirtshäusern ab. Und als nichts weiter geschah, das Land ruhig blieb, sich zeigte, daß der Putsch nur auf gewisse Landesteile Steiermarks und Oberösterreichs beschränkt blieb, gingen sie nach Hause.

Wir hatten nach Graz telephoniert und die Entsendung von Militär verlangt. Der Putsch war ja gegen die Regierung gerichtet, gegen eine bürgerliche Regierung, deren Aufgabe es war, ihn niederzuschlagen. Es wurde auch Militär entsendet. Aber es brauchte zur Bewältigung der einstündigen Bahnstrecke von Graz nach Bruck volle acht Stunden! Das Militär durfte nicht zu bald kommen, es durfte die Heimwehrleute nicht beim Abtransport der Waffen stören, es durfte keinen Anführer der Putschisten erwischen, es durfte erst kommen, als der Spuk vorüber war!

Um einen gewissen Schein zu wahren, wurden nachher ein paar Putschisten angeklagt, aber selbstverständlich freigesprochen, auch der Herr Pfrimer.

Die Frauen der bürgerlichen Hochverräter, Damen der sogenannten besten Gesellschaft, halfen am Putschtage nach besten Kräften mit, indem sie die heldischen Heimwehren mit Lebensmitteln versorgten. Aber da wurde nicht schwarzes Brot mit Fett bestrichen, da wurde nicht dünner schwarzer Kaffee und Tee mit Zitrone zubereitet! Da wurde gekocht und ge-

backen, da wurden von den Damen Braten und Mehlspeisen zubereitet und Bier und Wein wurden für die tapferen Heimwehrleute bereitgestellt. Genossin Fertner und ich wurden wegen Beihilfe zum Hochverrat verurteilt, weil wir den hungernden und frierenden Schutzbundkämpfern Kaffee und Tee und Fettschnitten gebracht haben. Die Amazonas des Heimatschutzes haben selbstverständlich nichts Gesetzwidriges getan! Keine Rede davon, daß auch nur eine einzige zur Verantwortung gezogen worden wäre!

ZERMÜRBENDER ALLTAG

Kein Tag ohne Beschimpfung, kein Tag ohne Verleumdung oder Bedrohung Wallisch! Ein ganzer Berg anonymer Drohbrieft und -karten häufte sich bei ihm an. Leider sind sie mir bei der Beschlagnahme meiner Wohnung abhanden gekommen. Dann und dann, dort und dort werde er aufgehängt oder erschossen — so lauteten die Drohungen. Koloman hat sie nicht beachtet. Viel schlimmer aber war, daß die Gegner versuchten, Koloman seiner Ehre zu berauben und ihn dadurch unmöglich zu machen! Oh, die Heimwehren ließen sich den Kampf gegen Wallisch, die Verleumdungskampagne gegen ihn etwas kosten! Sie schickten den Baron Albory, Schloßherrn auf Riegersburg in Oststeiermark, nach Ungarn, damit er dort „Material“ gegen Wallisch sammle. Und dieses „Material“ wurde jahrelang immer wieder, immer wieder verwertet. In jeder Heimwehrversammlung, in den Heimwehrzeitungen, in den Reden der Heimwehrabgeordneten wurde behauptet, Wallisch habe während der Rätediktatur Todesurteile verhängt, er habe sich an der Todesangst seiner Opfer geweidet. „Die Bestie Wallisch“ hieß ein Aufsatz in der in Wien erscheinenden Erpresserzeitung „Freiheit“, und so hieß auch ein Aufsatz in der Heimatschutzzeitung. „Massenmörder“ nannten ihn die Redner der Heimwehren — durchs ganze Land schlich nicht, sondern raste die Verleumdung.

Koloman klagte. Zum „Zwecke der Erbringung des Wahrheitsbeweises“ wurden die Prozesse verschleppt, jahrelang.

Während dieser Zeit aber wurde die geklagte Behauptung fröhlich wiederholt. Noch am 18. Februar 1931 inszenierten die Heimwehrabgeordneten im Parlament, als Wallisch — der am 9. November 1930 zum Abgeordneten gewählt worden war — dort sprechen wollte, einen ungeheuren Tumult, schrien sie, der Mörder Wallisch dürfe nicht reden. Am 20. Februar wurde der verantwortliche Redakteur der „Freiheit“ verurteilt.

Wallisch war vorgeworfen worden, er habe als Vorsitzender des Revolutionstribunals den Kaufmann Wertheimer zum Tode verurteilt, den Soldaten befohlen, daneben zu schießen, den Wertheimer nochmals ins Gefängnis bringen und nach einigen Tagen wieder zum Tode verurteilen lassen und erst begnadigt, als er schon den Strick um den Hals hatte. In einer vor dem Wiener Gerichte verlesenen Aussage Wertheimers, die dieser im Jahre 1919 vor dem Königlichen Gerichtshof in Szegedin abgelegt hatte, erklärte er, daß er überhaupt nie zum Tode verurteilt wurde! Wohl sei er in Haft gewesen und verhört worden, aber seine Schwester, mit der er zwei Stunden sprechen durfte, habe ihm gesagt, daß sie schon bei Wallisch gewesen sei, der ihr seine Unterstützung zugesagt habe! Am elften Tage wurde das Verfahren eingestellt und er auf freien Fuß gesetzt, worauf er einen Wagen nahm und nach Szegedin fuhr . . .

Die zweite verleumderische Behauptung war die, Wallisch habe Anteil an der Ermordung der Brüder Navay und des Doktor Bela Kis gehabt. Diese Drei waren tatsächlich erschossen worden, aber Wallisch hatte nichts damit zu tun, auch nicht das Revolutionstribunal! Ein Terrorzug unter Führung Tibor Szamuelys war ausgezogen, um Schuldige an der Ermordung des politischen Kommissars Vasarhely zu suchen und Geiseln auszuheben. Unter diesen waren die Brüder Navay und Dr. Kis. In einem Eisenbahnwagen wurde von einem Justizausschuß, der mitgefahren war, Gericht gehalten und die drei Genannten erschossen. Wallisch aber hatte damit nichts zu tun, er war, wie der pensionierte Honvedoberst Szavits ausgesagt hatte,

am Tage der Erschießung der drei gar nicht am Orte! Die Erschießung der drei hatte der Bahnbeamte Molnar, der ein persönlicher Feind der Navay war, auf dem Gewissen.

Auch die zweite Verleumdung war zusammengebrochen. Der verantwortliche Redakteur des Verleumderblattes wurde zu einer Geldstrafe von 1000 Schilling und zur Zahlung einer Buße von 3000 Schilling an den Privatkläger verurteilt.

Die Wiener „Arbeiterzeitung“ schrieb am Tage nach der Gerichtsverhandlung:

„Zwei Jahre lang hat dieser niederträchtige Verleumdungszug gegen Wallisch gewährt und da darf man wohl auch dem menschlichen Gefühl Ausdruck geben: Was muß der Mann, da eine regelrechte Maffia gegen ihn anstürmte, in dieser Zeit gelitten haben! Nur sozialdemokratische Entschlossenheit und das Bewußtsein eines guten Gewissens gab ihm die Kraft, der aufgebotenen Verleumderhorde zu begegnen. Nun hat er den Tag des Gerichtes erlebt, und er, der Vielverleumdete und Vielgeschmähte, der durch ein ganzes Fegefeuer geschritten, steht vor aller Welt rein und makellos da.“

Aber die Verleumdungskampagne hatte ihre Wirkung getan. Und die Verleumdung wirkte weiter. Wallisch blieb in den Augen der bäuerlichen und bürgerlichen Bevölkerung ja doch der „Bluthund“, und wenn nun seine Gegner nach dieser und anderen Verurteilungen schreibender und redender Verleumder nicht wagen konnten, weiterhin offen die alten Lügen zu erzählen, so wurden sie eben in nicht öffentlichen Versammlungen, an Biertischen, von Mund zu Mund weitergetragen. Und sie erfanden neue Verleumdungen zu den alten, auch solche, die Koloman als Feigling erscheinen lassen sollten.

Als unmittelbar nach dem Heimwehrputsch die Arbeiter von Kapfenberg, die furchtbar erregt waren wegen der Ermordung zweier Arbeiter, gegen den Faschismus demonstrierten, rückte die Gendarmerie aus. Als die Heimwehren ihren hochverräterischen Putsch versucht hatten, war sie zu Hause geblieben! Koloman hatte einen Zusammenstoß befürchtet und

war deshalb nach Kapfenberg gekommen. Als er sah, wie die schußbereite Gendarmerie gegen die Arbeiter vorrückte, sprang er auf sie zu und hielt der Gendarmerie vor, daß die Gefahr großen Blutvergießens drohe. Hunderte Menschen waren Zeugen. Aber irgend ein Heimwehrlump hat Wallisch während seines Laufes zur Gendarmerie photographiert und dieses Bild erschien dann in einer Anzahl bürgerlicher Zeitungen mit der Unterschrift: „Wie Koloman Wallisch ausreißt!“

Nein, das Fegefeuer, von dem die „Arbeiterzeitung“ nach der Verurteilung der Verleumder schrieb, hatte nach diesem Prozeß keineswegs ein Ende. Es währte, solange Koloman noch lebte... Die Fenster unserer Wohnung wurden mehrmals durch Steinwürfe eingeschlagen, Schüler der Forstakademie, gebildete Menschen also, Intellektuelle, machten uns nachts vor der Wohnung Katzenmusik. Und es gab kaum eine Möglichkeit für uns, irgendwo einmal ein paar ruhige Tage zu verleben. Als wir einmal in Untersteiermark unseren Urlaub verbrachten, war eines Tages an dem Platze, wo wir zu baden pflegten, eine Tafel angebracht, die Wallisch am Galgen zeigte. Als wir einmal, einen Lieblingswunsch meiner alten Eltern zu erfüllen, mit ihnen ihren kärntnerischen Heimatort Hüttenberg aufsuchten, kamen Heimwehrhaufen vor das Gasthaus, in dem wir uns einquartiert hatten, und begannen zu johlen und zu brüllen und schließlich gar zu schießen, — und als der Bezirkshauptmann in St. Veit an der Glan um Schutz angerufen wurde, riet er zur Abreise, weil er für nichts garantieren könne!

Der „berüchtigte“ Wallisch wurde noch zweimal bei Besuchen in Jugoslawien verhaftet und wenn diese Verhaftungen auch bloß das Ergebnis hatten, daß uns der weitere Aufenthalt verleidet war, so waren sie doch schmerzliche Erlebnisse.

In Steiermark aber beschränkten sich die Heimwehren nicht auf Beschimpfungen, Verleumdungen und Bedrohungen, — es wurden auch wiederholt Attentate auf meinen Mann versucht. Als er am 19. November 1930 von Graz zurückgekehrt

war und nach seiner Wohnung eilte — es war gegen ein Uhr nachts — wurde er von drei Burschen angefallen. Es gelang ihm, das Haustor aufzusperren und hineinzuschlüpfen, just in dem Augenblick, da drei Schüsse auf ihn abgefeuert wurden. Die Kugeln sausten an ihm vorbei durch die gegenüberliegende Kellertür und blieben in einer dritten Tür stecken. Koloman schlug nun die Haustüre zu, sperrte ab, lief in die Wohnung und verständigte Polizei und Gendarmerie. Seltsamerweise wurden schon um sechs Uhr früh die drei Attentäter gefangen und sie wurden später, was noch viel seltsamer ist, sogar zu ein paar Monaten verurteilt, obwohl sie doch bloß auf einen Sozialdemokraten geschossen hatten! Ein andermal stand an der Straßenecke in der Nähe unserer Wohnung ein abgeblendetes, scheinbar verlassenes Auto. Nun war Koloman einige Tage vorher durch einen anonymen Brief gewarnt worden, allein nach Hause zu gehen, es sei ein Anschlag gegen ihn geplant. Das fiel mir ein, als ich das Auto sah. Ich verlangte von Koloman, auf einem anderen Wege heimzugehen. Von daheim aus telephonierte wir dann an das Parteisekretariat, wo unsere Schutzbundbereitschaft Dienst hatte, und baten, das Auto zu untersuchen. Einige Genossen kamen, leuchteten in das Auto hinein und sahen darin fünf zusammengekauerte Männer. „Ihr könnt schon wieder abfahren, der Wallisch ist schon daheim“, sagte ein Schutzbündler, worauf die Männer sich aufrappelten und unter dem Gelächter unserer gutmütigen Schutzbündler davonfuhren.

Wiederholt wurde ihm auf seinen Versammlungswegen aufgelauert. Mir sind nicht weniger als sechs solcher Überfallsversuche bekannt: Auf dem Prebichl, bei Gußwerk, bei Trofaiach, bei Neuberg, bei Frein und bei Mürzsteg.

Nicht nur im Bürgertum, sondern vielfach auch unter den Arbeitern ist die Auffassung verbreitet, daß ein Parteisekretär ein geradezu beneidenswertes Leben führe. Ich glaube, daß schon meine bisherigen Schilderungen des Lebens Koloman Wallisch' gezeigt haben, daß es wahrlich kein ruhiges, beschau-

liches, irgendwie beneidenswertes Leben war. Alle Beschimpfungen, Verleumdungen, Drohungen und Verfolgungen, von denen ich bisher erzählt habe, schmerzten meinen Mann aber lange nicht so, wie die Beschimpfungen und Verdächtigungen aus den Reihen der eigenen Klasse. Die langandauernde Wirtschaftskrise hatte auch böse Wirkungen auf die Moral mancher Arbeiter. Manche begannen an allem zu verzweifeln und versanken in Stumpfheit und Gleichgültigkeit, andere ließen sich in die Heimwehren pressen, wieder andere ließen sich von den radikal klingenden Redereien gewisser Scharfmacher einfangen.

Am 31. Mai 1932 demonstrierten in Bruck siebentausend bis achttausend arbeitslose Männer und Frauen. Ruhig und diszipliniert marschierten diese unglücklichen Opfer der Krise des Kapitalismus zum Hauptplatz, wo eine Kundgebung, in der Arbeit und Brot gefordert wurde, bis auf einige scheinradikale Zwischenrufe in vollster Ordnung verlief. Als der abmarschierende Zug auf den Minoritenplatz kam, wurden die Arbeitslosen von einigen Hakenkreuzlern durch höhnische Zurufe provoziert. Die erbitterte, gereizte Menge ließ sich das nicht gefallen und verprügelte die Provokateure. Selbstverständlich wurde sofort die Gendarmerie gerufen, die auch unverzüglich kam. Koloman befahl den Arbeitern, sich jeder Tätlichkeit zu enthalten. Einigen Ultraradikalen war das nicht recht, sie riefen Wallisch alle denkbaren Schimpfworte zu. Sie hatten ja keine Verantwortung, die trug ja der „Sozialfaschist“ Wallisch; wenn es zu einem Zusammenstoß kam, konnte man erst recht dem Wallisch alle Schuld aufbürden! Zwei Jahre später, im Februar 1934, waren die damaligen Hauptschreier schon auf der anderen Seite, waren sie es, die gefangene Schutzbündler geschlagen und mißhandelt haben! Der Bezirkshauptmann erschien auf dem Platze, wo es zwischen Gendarmerie und Demonstranten bereits zu bedenklichen Reibereien gekommen war. Koloman verhandelte mit ihm und verlangte, daß die Gendarmerie sofort abgezogen werde, die Masse werde sich sodann beruhigen und gleichfalls

abziehen. „Seht, wie der Wallisch packelt!“ schrien da einige verantwortungslose Hetzer. Wallisch sollte in den Augen der Arbeiter bloßgestellt werden. Die Lage wurde immer kritischer, der Bezirkshauptmann wollte durchaus die Besetzung der Gendarmerieschule ausrücken lassen. Endlich gelang es Koloman doch, ihn zu einem anderen Entschluß zu bewegen. Die Gendarmerie bekam den Befehl, sich in die umliegenden Geschäfte zurückzuziehen. Kaum war dies geschehen, begann sich die Menge zu zerstreuen. Kolomans „Packeln“ hatte verhindert, daß Arbeiterblut floß.

Ich darf hier wohl auf eine leider sehr unerfreuliche Erfahrung verweisen, die ich während meiner langjährigen Teilnahme an der Arbeiterbewegung machte: nirgends, in keiner anderen Partei ist es so sehr gebräuchlich, so sehr zur schlechten Sitte geworden, nicht nur an den eigenen Führern herumzukritteln, sondern auch über sie zu schimpfen, wie in der Arbeiterpartei. Ich habe nie einen christlichsozialen oder gar einen hakenkreuzlerischen Parteianhänger so über die Führer ihrer Parteien schimpfen gehört wie bei uns! Bei den anderen wird der Führer von oben her den Mitgliedern vor die Nase gesetzt und sie wagen gegen und über diese Führer nichts zu sagen. Bei uns wurde jeder Funktionär gewählt, war er Angestellter der Mitgliederorganisationen, deshalb glaubten auch die Mitglieder eine Art Pflicht zu haben, an diesen Angestellten recht fleißig persönliche Kritik zu üben. Wir haben in unserer Partei immer Kritik gewollt und immer Kritik geübt, aber an dieser Kritik übe ich nicht Kritik, sondern an der kleinlichen, neidisch-gehässigen persönlichen Nörgelei. Da wird auf der einen Seite jedes Führerprinzip abgelehnt, auf der anderen aber der Führer für alles, aber auch für alles allein verantwortlich gemacht.

Nicht von der Gesamtheit der Arbeiterschaft spreche ich. Ich weiß gar wohl, wie viele, viele unbedingt treue Genossen es neben den ewigen Nörglern gab und weiß auch, daß viele

dieser Nörgler es nicht so böse meinten. Und wir haben besonders in Bruck genug und übergenug Beweise nicht nur des Vertrauens, sondern auch der herzlichen Liebe der Arbeiter bekommen...

*

Im Jänner 1933 kam Koloman eines Tages von Graz mit der Neuigkeit, daß er vom Landespartei Vorstand aufgefordert worden sei, das Landespartei sekretariat zu übernehmen. Er hatte Bedenkzeit erbeten und fragte nun mich um meine Meinung. Ich hatte mich in Bruck so eingewöhnt, fühlte mich hier so daheim, wir waren mit den Brucker Arbeitern so innig verbunden, daß ich mir das Weggehen gar nicht vorstellen konnte. Ich war also entschieden gegen die Übersiedlung, doch drängte man Koloman zuzustimmen und auch die Reichsparteileitung war der Meinung, daß er nach Graz gehen solle, zumal der bisherige Sekretär demnächst in Pension gehe. Koloman fügte sich der Parteidisziplin, wollte aber erst im Herbst übersiedeln.

Aber ich habe noch vom schicksalsschweren März zu erzählen.

Dollfuß, ermutigt durch den Sieg des Faschismus in Deutschland, wollte das Parlament ausschalten, in dem er keine Mehrheit mehr hatte. Daß am 5. März das Präsidium der Nationalversammlung demissioniert hatte, nahm er zum Vorwand, um zu erklären, das Parlament habe sich selbst ausgeschaltet. Für den 15. März hatte aber der großdeutsche Vizepräsident doch eine Sitzung der Nationalversammlung einberufen. In ganz Österreich erwarteten die Arbeiter mit größter Spannung die Nachrichten über den Verlauf dieses Versuches. Sie erwarteten, daß Dollfuß mit Gewalt die Sitzung verhindern werde und daß er damit das Signal zum Kampfe geben werde. Denn die Arbeiter waren aufgewühlt durch das Wüten des deutschen Faschismus und bereit, dem österreichischen Faschismus erbiterten Widerstand zu leisten.

Koloman war in Wien, war zu den Klubberatungen und zur Parlamentssitzung gefahren. Unsere Arbeiter aber machten sich kampfbereit. Sie holten ihre Waffen aus den Verstecken und versammelten sich in ihren Verkehrslokalen und in den Wohnungen. In meiner Wohnung waren damals ungefähr zwanzig gut bewaffnete Schutzbündler, die Bereitschaft hielten. Und so wie in Bruck waren überall die Arbeiter bereit — kampfbereit! — und warteten auf den Ruf der Partei. Drei Tage und drei Nächte warteten sie. Ich kann nicht verschweigen, daß die Arbeiter furchtbar enttäuscht waren, als Koloman aus Wien kam und berichtete, daß wieder zu verhandeln versucht werde und daß die Bereitschaft des Schutzbundes aufgehoben werde. Es gab eine richtige Meuterei unter den empörten Schutzbündlern und mein Mann mußte wieder einmal seine ganze Überredungskunst aufbieten, um die Erregten zu beschwichtigen. Enttäuscht und entmutigt zogen sich die Schutzbündler zurück.

Auch Koloman war enttäuscht. Er sah das Aufrüsten der von der Regierung geförderten und beschützten faschistischen Organisationen und befürchtete, daß bald der Faschismus zu stark sein werde, als daß wir ihn noch wirklich zurückschlagen könnten. Er sah, wie sich in den „Schutzkorps“ das übelste, zu jedem Verbrechen bereite Gesindel sammelte. Sahen wir doch in Bruck mit eigenen Augen, wie die katholischen Sturmcharen, die als Hilfspolizei der Gendarmerie gleichgestellt wurden, allerlei abgestrafte Verbrecher und Gewalttäter zu Hilfspolizisten machten. Da war ein gewisser Reismüller, der von dunkelrot bis tiefschwarz alle Parteischattierungen durchgemacht hatte, ein Mensch, der wegen Betrug, Einbruches, Diebstahles und Rauferei nicht weniger als vierzehnmal vorbestraft war und der eine der ersten Chargen bei den katholischen Sturmcharen bekam! Ein gewisser Peter Eisinger, ein beschränkter, brutaler Mensch, ebenfalls mit vielen Vorstrafen geschmückt, wurde sofort Leutnant bei den Hilfstruppen! Der Faschismus konnte

nicht wählerisch sein... Koloman, der die unaufhaltsame Entwicklung zum Faschismus befürchtete, hatte während der Fahrt nach Wien, wie er mir erzählte, auch den verzweifelten Plan erwogen, auf eigene Faust loszuschlagen — aber er konnte doch nicht allein die Arbeiter in den Kampf führen. Und — er war immer ein disziplinierter Kämpfer.

Die weiteren Geschehnisse gaben ihm recht. Im April wurde der Republikanische Schutzbund aufgelöst und nun begann ein wochenlanges, peinigendes Waffensuchen bei den Schutzbündlern. In allen Partei-, Gewerkschafts- und Genossenschaftsräumen gab es tagelange Haussuchungen und man grub fast den Schloßberg durch, weil man fest daran glaubte, dort müßten die Waffen verborgen sein. Aber es kam nichts Nennenswertes zutage. Es gab aber viel Aufregungen. In den Wohnungen vieler Schutzbündler wurden die Fußböden aufgerissen, wodurch den armen Leuten schwerer Schaden zugefügt wurde. Oft wurden Waffen im letzten Augenblick und in den abenteuerlichsten Situationen versteckt. Dabei haben sich besonders einige Genossinnen glänzend bewährt. Da stand zum Beispiel eine Genossin mit zwei unter den Rücken verborgenen Gewehren am Herd und beobachtete die zum Abkochen hingestellte Milch, während die Gendarmen die Wohnung durchsuchten. Eine andere Genossin kochte acht — natürlich ungeladene — Revolver in einer großen Pfanne mit Sterz (Nationalgericht der Steirer, eine in Wasser eingekochte Maisspeise) ein!

Es war dafür gesorgt, daß die letzten Monate unseres Alltags in Bruck an der Mur nicht ruhiger waren als die Jahre unseres bisherigen Aufenthaltes...

Im Herbst wurde Koloman aufgefordert, endlich das Parteisekretariat in Graz zu übernehmen. Nun mußte ich mich um eine Wohnung umsehen und diese war schwer, sehr schwer zu finden. So oft ein Hausbesitzer erfuhr, wer die Wohnung mieten wollte, sagte er mir offen ins Gesicht: Nein, jedem anderen, nur nicht dem Wallisch! So war es uns auch in Bruck ergangen.

Dort wäre ein Hausbesitzer aus dem Verbands der Hausbesitzer ausgeschlossen worden, wenn er nicht die Zusage, uns die Wohnung zu vermieten, zurückgezogen hätte. Ich bekam in Graz endlich eine Wohnung in einem großen Häuserblock, der einem christlichen Fürsorgeverein gehörte. Auf die ausdrückliche Zusage des Vorsitzenden der Genossenschaft hin ließen wir die Wohnung instandsetzen und bereiteten uns zur Übersiedlung vor.

Die Brucker Arbeiter wollten uns nicht gehen lassen. Protest auf Protest sandten sie an den Landespartei Vorstand. Aber Koloman mußte nun, obwohl er nicht mit großer Begeisterung nach Graz ging, seine Zusage einlösen. Am 15. November wurde endgültig Abschied genommen. Die Brucker Arbeiter hatten sich zu einer großen Abschiedsfeier zusammengefunden. Der Saal war überfüllt, hunderte Arbeiter und Arbeiterinnen standen stundenlang draußen im Freien, andere Hunderte mußten wieder nach Hause gehen, ohne Koloman noch einmal gehört zu haben. Reden wurden gehalten, Blumen wurden uns überreicht, ein Mädchen von den Roten Falken sprach ein Abschiedsgedicht, das ihr Vater verfaßt hatte. Und als nun Koloman zu sprechen begann, ging ein lautes Schluchzen durch den Saal. Mein Mann war nun bemüht, unsere Freunde wieder aufzumuntern und den Abschied etwas weniger traurig zu gestalten. Er versprach aber auch den Bruckern, in Zeiten der Gefahr wieder bei ihnen zu sein. Er hat sein Wort gehalten... Am folgenden Tage sollten wir übersiedeln, bekamen aber einen Brief der Wohnungsgenossenschaft, der mitteilte, daß man einen Wallisch doch nicht aufzunehmen gewillt sei. Es bedurfte erst langen Verhandeln und der Drohung, auf Schadenersatz zu klagen, wir hätten vielleicht wochenlang in einem Hotel wohnen müssen, bis sich die Genossenschaft doch entschloß, uns als Mieter aufzunehmen...

Koloman hatte in Graz sehr viel zu tun, er arbeitete von 8 Uhr früh bis Mitternacht. Mittags kam er auf eine halbe

Stunde heim, das Abendessen mußte ich ihm in die Kanzlei bringen. Seine einzige gelegentliche Zerstreuung war das Schachspiel. Ich fühlte mich zunächst gar nicht heimisch und mir begann erst wohler zu werden, als auch ich wieder mitarbeiten konnte. Ich war natürlich wieder in der Frauenorganisation.

Parteiarbeit in einem Staate mit sistierter Verfassung — das ist aufreibend, schwierig, nervenzerstörend und oft recht entmutigend. Öffentliche Versammlungen wurden nicht gestattet. Manchmal wurden selbst geheimste Sitzungen unmöglich gemacht. Das Spitzelwesen stand in höchster Blüte. Manchmal waren auch unsere an diese Art der Arbeit nicht gewöhnten, mit den anderen Verhältnissen angepaßten Methoden noch nicht vertrauten Genossen unvorsichtig. Mein Mann verlor nicht die Nerven, blieb ruhig und überlegt und fand fast immer einen Ausweg, auch wenn die Verhältnisse recht schwierig waren. Zur Zeit, als das Versammlungsverbot schon recht streng gehandhabt wurde, berief er einmal die Parteimitglieder zu Gesangsproben ein. Das Singen war noch nicht verboten worden, daran hatte man noch nicht gedacht. Als die Genossen versammelt waren, begann Koloman mit lauter Stimme ein proletarisches Lied zu singen. Nach der ersten Strophe begann er das Lied zu erklären und — war mitten in einer politischen Rede. Kam behördliche Kontrolle, sangen die Versammelten wieder recht kräftig, bis die Gefahr vorüber war.

Sehr viel ist über unseren Grazer Aufenthalt nicht zu sagen, weil er nicht einmal knapp drei Monate währte. Im November hatten wir Bruck verlassen, am 12. Februar verließen wir Graz, um nach Bruck zurückzukehren, in jener Stunde der Gefahr, für die Koloman den Brucker Arbeitern sein Kommen versprochen hatte.

VOR DEM STANDGERICHT

Montag früh wurde ich durch den Lärm meiner Zellen-genossinnen geweckt, sah erstaunt um mich, wußte nicht, wo ich war, und erinnerte mich dann plötzlich des Geschehenen. Rasch sprang ich nun auf und wusch mich, so gut das möglich war, in dem kleinen Waschbecken. Eine dünne Einbrennsuppe gab es zum Frühstück, dann wurde ich zu einem Arzt geführt, der mir eine Tablette gab, irgend ein Beruhigungsmittel, das ich aber noch vor seinen Augen in den Spucknapf warf; ich wollte keine Scheingnaden. Auf dem Wege zum Arzt hatte man plötzlich haltgemacht und mich in eine Wäschekammer gesperrt. Durch deren großes, vergittertes Fenster konnte ich auf den Gang hinausschauen und sah nun zehn oder fünfzehn Offiziere der Zelle, in der mein Mann untergebracht war, zueilen. „Schauen wir uns den Galgenvogel an!“ hörte ich einen der Gemütsmenschen sagen. Ich hörte ihr Lachen und ihre höhnischen Bemerkungen und sah sie wieder zurückkommen und hörte noch des einen Bemerkung: „Der überlebt die heutige Nacht nicht!“

Nach dieser seelischen Vorbereitung wurde ich zum Untersuchungsrichter geführt.

„Sie sind die Paula Wallisch?“ — „Ja.“ — „Wissen Sie, daß Sie vor das Standgericht gestellt werden?“ — „Ja.“ — „Wissen Sie, was das bedeutet?“ — „Ja.“ — „Und das läßt Sie so kalt?“ — „Was soll ich machen, Herr Untersuchungs-

richter? Jetzt haben Sie uns, jetzt können Sie mit uns machen, was Sie wollen, aber mehr als aufhängen können Sie mich auch nicht!“ — „Na ja, Sie werden ja nicht aufgehängt, aber Ihr Mann!“ — „Ich weiß auch das, aber ich hoffe noch immer, daß es in Österreich auch noch Menschen gibt, nicht nur Bestien!“ — „Also, Sie waren als Mann verkleidet und haben mitgeschossen und Munition verteilt!“ — Ich mußte unwillkürlich lachen über diese Anklage: „Aber Herr Untersuchungsrichter! Wir hatten mindestens fünfhundert Männer, die nicht mitkämpfen konnten, weil wir zu wenig Gewehre hatten —, da hätten mich die Männer wohl nicht schießen lassen, sie hätten mir das Gewehr weggenommen und selber damit gekämpft. Ich habe noch nie mit einem Gewehr geschossen, weiß nicht, ob ich es könnte; vielleicht, wenn es sein müßte. Und ich möchte dem gegenübergestellt werden, der behauptet, ich habe Munition verteilt!“ — „Na, nach Ihrer Behauptung haben Sie dann überhaupt nichts gemacht?“ — „Ich habe Lebensmittel herbeigeschafft, habe veranlaßt, daß für die kämpfenden Schutzbündler Kaffee und Tee gekocht wird, daß sie dazu ein Fettbrot bekommen und habe außerdem Zigaretten verteilt.“ — „Wo haben Sie die Lebensmittel herbekommen?“ — „Aus dem Konsumverein habe ich sie geholt.“ — „Und die Zigaretten?“ — „Hat mir jemand gegeben.“ — „Wer ist der Jemand?“ — „Weiß ich nicht.“ — „Auch darauf steht, weil es Vorschubleistung zum Hochverrat ist, mindestens zehn Jahre schwerer Kerker.“ — „Da kann man nichts machen.“ — „Ihr Mann und noch einige haben bereits ausgesagt, daß Sie doch Munition verteilt haben.“ — „Herr Untersuchungsrichter, wenn Sie nicht meinen Mann genannt hätten, würde ich Ihnen vielleicht glauben, aber nun weiß ich, daß das ein Fang sein soll. Selbst wenn ich es getan hätte, würde mein Mann es nicht sagen, und er kann es, da ich es nicht getan habe, noch weniger sagen.“ — Der Untersuchungsrichter wurde zornig: „Glauben Sie, daß ich lüge?“ — Ich zückte mit den Achseln. — „Ihr

Mann war also der Führer des Aufstandes?“ — „Nein, er war Arbeitersekretär.“ — „Ich habe Sie nicht nach seinem Beruf gefragt, sondern, ob er der Führer des Aufstandes war. Stellen Sie sich nicht blöd!“ — „Wenn man blöd ist, kann man nichts dafür!“ — „Aber Sie als Frau des Führers müssen doch wissen, was er gemacht hat!“ — „Bei uns war es nicht gebräuchlich, daß uns die Männer in militärische Angelegenheiten einweihen und wir sozialistischen Frauen sind von Haus aus Pazifistinnen und gegen den Krieg.“ — „Also Sie sagen, daß Sie für die Schutzbündler gekocht haben; haben Sie das allein getan oder waren auch noch andere dort, die Ihnen geholfen haben?“ — „Sie würden mir ja doch nicht glauben, wenn ich behaupten wollte, für zirka zweitausend Mann allein gekocht zu haben.“ — „Also, es waren dort auch andere Frauen?“ — „Ja.“ — „Wie viele?“ — „Achtzig bis hundert.“ — „So viele?“ — „Ja, vielleicht waren es noch mehr, aber wir hatten nur Kerzenlicht und da konnte man nicht sehen, wie viele da waren. Aber die Frauen, die da waren, kamen auf meine Einladung.“ Der Untersuchungsrichter wollte, daß ich die Namen der Frauen nenne, was ich ganz bestimmt verweigerte. „Man wird Sie schon klein-kriegen“, meinte er. „Ich glaube nicht“, war meine Antwort. Er las eine lange Liste von Namen vor, ich behauptete, die Betreffenden nicht zu kennen oder zu wissen, daß sie bestimmt nicht dort waren, kurz, ich gab in keinem Falle zu, daß der Name einer Helferin genannt wurde. Der Untersuchungsrichter bezeichnete mich als unverschämt, dann setzte er das Verhör fort und verlangte, als ich über meine Erlebnisse am Morgen des 13. Februar berichtete, ich solle sagen, wer mit mir gegangen sei. Als ich behauptete, allein gegangen zu sein, schrie er mich an, ich solle nicht so unverschämt lügen, worauf ich antwortete, ich sei nicht Zeugin, sondern Angeklagte, und als Angeklagte könne ich lügen, wie ich es für notwendig halte. — „Na warten Sie, es wird auch die Strafe darnach ausfallen!“ — „Herr Untersuchungsrichter, Sie haben vorhin gesagt, daß ich

zehn Jahre schweren Kerker bekomme; ob ich noch zwei Jahre mehr bekomme, ist mir gleichgültig. Halte ich zehn Jahre aus, dann halte ich auch zwölf Jahre aus. Aber auf keinen Fall nenne ich Namen, da können Sie mit mir machen, was Sie wollen!“ — „Das werden wir erst sehen, ob wir Sie mürbe kriegen oder nicht!“ — Ich wurde schließlich wieder in meine Zelle abgeführt. Ich hatte vor allem meine Genossin Marie Fertner nicht verraten wollen, ich hatte immer noch gehofft, daß man sie nicht verhaften werde oder ihr doch nichts Wesentliches werde nachweisen können. Aber sie wollte nicht, daß ich allein verurteilt werde und gestand deshalb, daß sie mit mir beisammen war, was ihr ein Jahr Kerker eintrug.

*

Am Nachmittag wurde mein Mann vor das Standgericht gestellt. Ich kann nicht aus eigener Wahrnehmung über die Verhandlung berichten. Ich stand während des ganzen Nachmittags an der Zellentür, lauschend, hörte Gehen und Rufen, stand auf zitternden Beinen, wußte nichts, konnte nur ahnen, was während dieser Zeit geschah. Ich muß mich stützen auf Zeitungsberichte, die zwar sehr ausführlich die Reden des Staatsanwaltes wiedergaben, aber nicht die Verteidigungsrede Kolomans, und auf ein insgeheim aufgenommenes Stenogramm seiner Rede sowie auf den einen oder anderen Bericht.

Die Verhandlung war öffentlich. Die Zuschauer waren, bis auf vereinzelte Genossen, jene Leute, denen schon die Einlieferung der Gefangenen am Vorabend ein so festliches Vergnügen war. Für sie war die Verhandlung Fortsetzung des Festes. Mit meinem Manne war auch der Schutzbundkommandant Ruhs angeklagt.

Der Staatsanwalt erhob gegen beide Angeklagten die Anklage wegen des Verbrechens des Aufruhrs nach Paragraph 73 St.-G.: „Was Koloman Wallisch betrifft, so ist in Leoben allgemein bekannt, daß er seit 1921 in Bruck an der Mur tätig

war und die Bevölkerung seit dieser Zeit durch Jahre aufzureizen versucht hat.“ — Der Staatsanwalt schilderte dann die Brucker Kämpfe, wobei er behauptete, der Putsch sei seit langer Zeit vorbereitet gewesen, und Wallisch den bösen Geist des ganzen Unternehmens nannte, „den bösen Geist von Obersteiermark“. Die Anklagerede war noch ziemlich maßvoll, wenn ich annehme, daß die Zeitungen sie richtig wiedergegeben haben. Sie beschränkte sich auf die Darstellungen der Ereignisse, natürlich vom Standpunkte der Exekutive aus, und versuchte die Rollen der beiden Angeklagten zu zeigen. Bemerkenswert ist nur, daß der Staatsanwalt behauptete, es sei im Verlaufe des Rückzuges wiederholt zu Meutereien der Schutzbündler gekommen, denen Wallisch entgegenzuwirken versuchte.

Der Vorsitzende stellte hierauf fest, daß die Rechtsanwälte, die Wallisch um seine Verteidigung ersucht hatte, „sei es aus Gesundheitsrücksichten oder aus beruflicher Überbürdung“, abgelehnt hatten. Wer wollte sich denn „kompromittieren“ durch Übernahme der Verteidigung? Lehnte man ab, so stieg man hoch in der Gunst des Bürgertums und machte sich zugleich einen guten Namen bei der Obrigkeit. Aber einen Verteidiger mußte Wallisch haben. War auch die ganze Verhandlung eine Formalität, stand vom Augenblicke der Gefangennahme an die Verurteilung fest, so mußte doch gerade eine verfassungsbrecherische Regierung Wert legen auf die Einhaltung gewisser Formen. Und ein Verteidiger gehört so zu einem Prozeß wie der Richter und der Ankläger. Von Amts wegen wurde der Rechtsanwalt Dr. Wagner in Leoben als Verteidiger bestimmt.

Die Befragung der Angeklagten befaßte sich mit vielerlei Einzelheiten, ohne Neues zu ergeben, weil ja der Tatbestand im allgemeinen bekannt war. Wallisch mußte sehr vorsichtig, sehr zurückhaltend sein, weil er nicht wußte, welche Namen von Beteiligten bekannt waren, über welche Teilaktion das Gericht unterrichtet war. Er durfte doch niemanden gefährden! Als

ihm aber der Vorsitzende des Gerichtes vorhielt, daß er ausweichend antworte, erklärte er:

„Ich habe nicht die Absicht, mich von irgend einer Sache zu drücken. Was ich gesagt und getan habe, dafür stehe ich unter allen Umständen ein. Als ich nach Graz mußte, haben mir die Brucker Arbeiter gesagt: ‚Ja, jetzt, wo es ernst wird, jetzt fährt er fort und verläßt uns.‘ Daraufhin habe ich erklärt: ‚Wenn es wirklich ernst wird, wenn die Arbeiter in Bedrängnis kommen und kämpfen müssen, dann werde ich dabei sein.‘ So bin ich mit ihnen gegangen, obwohl ich schon drei Monate nicht die unmittelbare Führung der Geschäfte in Bruck innehatte, und dafür stehe ich jetzt hier.“

Koloman bewahrte während der ganzen Verhandlung, obwohl er doch genau wußte, was ihm bevorstand, eine bewundernswerte Ruhe. Ich weiß das nicht nur aus den Berichten von Augenzeugen. Mir sagt das auch ein Bogen Papier, auf dem er während der Verhandlung in seiner kleinen Schrift Aufzeichnungen machte, Bemerkungen, auf die er sich während seiner Verteidigung stützte. Kein Buchstabe verrät ein Zittern der schreibenden Hand. Koloman blieb ruhig, stark, tapfer während der ganzen Zeit seiner Haft, blieb es in den zermürbenden Verhören, während der Gerichtsverhandlung, blieb es bis zu seinem Tode.

Aus der Schlußrede des Staatsanwaltes hebe ich jenen Teil heraus, der sich mit meinem Manne befaßte. Ich zitiere wörtlich nach dem Berichte bürgerlicher Zeitungen. Denn diese Rede zeigt den Staatsanwalt als den Wortführer des von fanatischem Arbeiterhaß erfüllten österreichischen Bürgertums und sie ist auch dadurch charakteristisch für die Art dieses Bürgertums, daß sie Wallisch noch im letzten Augenblick verächtlich zu machen versucht, indem sie ihn als Feigling hinstellte, der hinter den Kulissen blieb und andere vorschickte.

„Hoher Gerichtshof! Als gestern um die Mittagsstunde durch das Radio der Bevölkerung verkündet wurde, daß Wallisch

endlich verhaftet worden ist, da ist ein Aufatmen durch die Steiermark gegangen. Durch Jahre war Wallisch ein Schrecken unseres steirischen Oberlandes, eine ständige Gefahr für jeden anständigen, friedlichen Bürger, den er mit Gewalt und Bürgerkrieg bedroht hat. Er war eine Geißel, welche unter dem Schutzmantel der Immunität immer wieder zu Verbrechen hetzte und die Existenz vieler Familien vernichtete, deren Angehörige jetzt noch in strafgerichtlicher Untersuchung sind. Wallisch hat glauben machen wollen, er sei der Verführte, aber er war derjenige, der die anderen hineingehetzt hat, er war der böse Geist, der hinter den Kulissen gesteckt hat und der immer andere vorgeschickt hat. Wallisch war kein Arbeiterführer, er war ein Arbeiterverführer. Wir haben heute gehört, wie die gefangenen Schutzbündler sich geäußert haben: ‚Wenn wir jetzt den Wallisch hätten, würden wir ihn zerfleischen und zerreißen.‘ (Aber achtzehn gefangene Schutzbündler, darunter solche mit Frau und Kindern, haben sich nach der Urteilsfällung bereit erklärt, sich an Wallisch' Stelle hinrichten zu lassen, damit er den Arbeitern erhalten bleibe! P. W.) Wenn man sich die ganze Persönlichkeit des Koloman Wallisch anschaut, sein ganzes Vorleben, muß man eindeutig zum Schluß kommen, daß er ganz genau orientiert war, was geschehen ist, daß er am 12. Februar durchsetzen wollte, was er schon lange beabsichtigt hat. Um über das Tun und Handeln eines Menschen Rechenschaft zu geben, muß man zurückblicken: was war er früher? In welchen Kreisen bewegte er sich? Was war sein Ziel? Und da sehen wir: Er hatte eine führende Rolle unter Bela Kun in Ungarn gespielt. Da ihm eine Reihe von Verbrechen nachgesagt wurden, mußte er aus Ungarn fliehen, weil ihm dort der Galgen sicher war. Seit Wallisch im Jahre 1921 in Bruck auftauchte, können wir alle, Sie sowohl wie ich, genau übersehen, wie sich das Bild in Bruck und Umgebung verändert hat. Wir können sehen, wie er seine Stellung als Landtags-

abgeordneter und Nationalrat nur dazu benützte, um die Massen aufzuhetzen. Wenn Sie an den Juli 1927 denken, damals hat er die Räterepublik bereits ausgerufen. Und wieder hat er sich ein Mäntelchen umgehängt: Ich mußte ja, um die Arbeiter zu beruhigen, etwas zum Scheine machen! Er wäre der Prügelknabe gewesen, der sogenannte Prügelknabe, der die anderen prügeln ließ und selbst hinter den Kulissen stand. Aus seiner Einstellung, aus seinem Vorleben, daraus allein ist eindeutig zu sehen, daß es ihm darum zu tun war, am 12. Februar 1934 die Räterepublik auszurufen. Hoher Senat! Sie sind ja schon gebunden in Ihrer Urteilsfällung. Wenn Sie sich das Urteil von Graz vor Augen halten, so ersehen Sie, daß Wallisch der Führer war und nach dem Gesetze zum Tode verurteilt werden muß. Das Urteil gegen mehrere in Graz angeklagte Schutzbündler sagte: Nur deshalb wurden Freiheitsstrafen verhängt, weil der Führer, Wallisch, geflüchtet ist. Ich glaube, daß Sie mit Rücksicht auf die ganze Figur des Wallisch, der nicht nur ein Name ist, der nach seinem Verhalten ein Programm ist, zu einem Schuldspruch kommen müssen. Es ist ja notorisch, daß Wallisch vom Anfang an auf Zersetzung hinarbeitete, um unser armes Volk dem Bolschewismus auszuliefern. Ich bitte, gegen beide Angeklagte im Sinne meiner Ausführungen mit der vollen Schärfe des Gesetzes vorzugehen. Ich glaube, daß Sie mit leichtem Gewissen zu einem Schuldspruch kommen können, insbesondere beim Erstangeklagten, und zwar aus folgendem Grunde: Wallisch ist eine Eiterbeule am gesunden Volkskörper der Obersteiermark und diese muß ausgeschnitten werden, um den Volkskörper wieder gesund zu machen und die Bevölkerung wieder ihrem Vaterlande zuzuführen. Die Bevölkerung, einschließlich der früheren Anhänger des Wallisch, würde es nicht verstehen, wenn hier nicht mit absoluter Strenge vorgegangen würde. Und auch die Exekutive würde es nicht verstehen, die mit unglaublichem Mut und Tapferkeit den Staatsstreich ab-

gewehrt hat, wenn hier nicht ein Exempel statuiert würde.“ Der Staatsanwalt schloß seine Ausführungen mit den Worten: „Ich bitte, richten Sie beide im Sinne des Gesetzes, insbesondere Wallisch, der zeit seines Lebens ein Wort auf seine Fahne geschrieben hat, und dieses Wort war: Aufruhr!“

Was die Verteidiger sagten, weiß ich nicht. Ich habe über ihre Ausführungen auch nichts in den Zeitungen gelesen. Der Mitangeklagte Ruhs sagte, er bereue es, daß so viel Blutvergießen entstanden sei. Nach ihm hielt Wallisch eine kurze Verteidigungsrede.

Die Zeitungen haben selbstverständlich diese Rede nicht veröffentlicht. Denn diese Verteidigungsrede war eine wichtige Anklagerede:

„Ich bin schuldig, wenn auch Starhemberg schuldig ist. Die Arbeiterschaft wurde durch Jahre unerhört provoziert. In St. Lorenzen wurden wir von der Heimwehr angegriffen, auf dem Felde blieben damals vier Tote, die Angreifer gingen strafrei aus. Beim Pfrimer-Putsch wurden zwei Schutzbündler getötet; auch diese Mordtat blieb ungesühnt. In den letzten Jahren sprach Starhemberg die Sätze: „Köpfe müssen in den Sand rollen! Einer muß liegen bleiben! Kampf bis aufs Messer!“

Seit Ausschaltung des Parlaments befanden sich die vollziehende Gewalt und die Gesetzgebung in einer Hand. Der Verfassungsgerichtshof war ausgeschaltet. Die Wahlbestimmungen der Arbeiter waren beseitigt. Die Folgen blieben nicht aus. Die Arbeitslosenversicherung wurde verschlechtert, die Unterstützung von hundertfünf auf dreiundfünfzig Wochen gekürzt. Die Personalvertretung der Post- und Bundesangestellten wurde ausgeschaltet, die Presse- und Versammlungsfreiheit aufgehoben, die Betriebsräte in den Bundesbetrieben wurden ausgeschaltet. Waffensuche folgte auf Waffensuche. Dann kam die Auflösung des Schutzbundes und dann folgte die offene Bewaffnung der Heimwehr. Selbst Verbrecher wurden gegen die

Arbeiter unter Waffen gestellt. Es folgte die Verstärkung der Exekutive und die Bildung des Schutzkorps, ohne irgend eine gesetzgebende Körperschaft zu fragen. Die Partei zeigte immer Friedensbereitschaft und wollte an der Herstellung normaler Verhältnisse mithelfen. Die Antwort waren aber Herausforderungen, zuletzt jene der bewaffneten Heimwehr in Tirol. Die Gefahr der Auflösung und des Verbotes der Partei kam immer näher. Die Arbeiter wurden durch diese Verhältnisse förmlich in den Aufstand gezwungen. Sie waren bereit, die Verfassung gegen die Meineidigen zu schützen und ihre Rechte zu verteidigen.

Das Elend der Arbeitslosen stieg übermäßig, die Erbitterung der Arbeiterschaft war sehr groß, dieser furchtbare Ausbruch war unvermeidlich. Man konnte diesen Aufschrei der Massen mit starker Hand unterdrücken. Aber wenn man versuchen will, jahrzehntelange Arbeit der Arbeiterschaft auszustreichen, dem arbeitenden Menschen nicht einmal seine primitivsten Lebensrechte zu sichern, so wird die Stunde der Vergeltung furchtbar sein!

Ich weiß genau, daß ich verurteilt werden muß. Ich bettle nicht um Gnade, ich brauche keine Gnade und über den 19. Februar 1934 wird die Weltgeschichte, wird die Arbeiterschaft urteilen! Dieser Tag wird allerdings nicht in Ehrenlettern in der Geschichte der Leobener Justiz eingetragen sein.

Seit meinem elften Lebensjahr habe ich als Maurerlehrling gearbeitet und war in der Jugend schon ausgebeutet. Mit sechzehn Jahren war ich Gehilfe, als Siebzehnjähriger ging ich auf die Wanderschaft in Österreich und Deutschland. Dann war ich Baupolier. Von 1914 bis 1918 war ich eingerückt. Der Sozialdemokratischen Partei gehöre ich seit dem Jahre 1905 als Mitglied an. Ich bin kein Kommunist, ich war nie etwas anderes als Sozialdemokrat.

Ich habe mein ganzes Leben der Arbeiterschaft gewidmet, ihr zu dienen, und zwar mit Erfolg, war mein Ideal. Weil ich

ehrlich für die Arbeiter kämpfte und mit Erfolg mit ihnen tätig war, darum ist der Haß der Gegner so groß!“

Während der Verhandlung hatte der Bundeskanzler Dollfuß aus Wien angerufen, was denn mit Wallisch sei, warum die Verhandlung solange dauere und warum er noch nicht zum Tode verurteilt sei. Das Gericht bedurfte keiner langen Beratung, das Urteil stand längst fest, um acht Uhr vierzig Minuten wurde es verkündigt: Die beiden Angeklagten wurden zum Tode verurteilt. Ruhs bat um Gnade, Wallisch lehnte es ab, um Gnade zu bitten, doch tat dies sein Verteidiger telephonisch. Wohl aber bat Wallisch um Erstreckung der Frist bis zur Hinrichtung auf drei Stunden und diesem Ersuchen entsprach der Gerichtshof. Um elf Uhr vierzig Minuten wurde Koloman hingerichtet.

*

Ich habe mich bemüht, ganz ruhig, ganz sachlich zu erzählen. Ich vermochte diese Seiten, die von der Verhandlung gegen meinen Mann berichten, nur in der Form eines den Zeitungen und mündlichen Schilderungen entnommenen Berichtes zu gestalten. Anderes zu schreiben — das hätte ich nicht gekonnt. Es fiel mir schwer genug, es bedurfte aller Anspannung meiner Willenskraft, überhaupt über die Verhandlung zu schreiben. Denn wenn ich ihr auch nicht beigewohnt habe, so habe ich sie doch hundertmal miterlebt, habe ich hundertmal meinen Mann vor dem Gericht gesehen, ihn sprechen gehört...

Viel leichter fällt es mir, über meinen Prozeß zu berichten. Ich war nach der Hinrichtung Kolomans, deren Stunde ich ja kannte, ohnmächtig geworden. Man hat mir später erzählt, daß meine Zellengenossinnen, als ich nach dem Abschied von Koloman zu ihnen gebracht worden war, geschrien und getobt haben, so sehr, daß einige dafür mit Dunkelarrest bestraft wurden. Als ich am nächsten Tage wieder zu mir kam und mir nun zum

Bewußtsein kam, daß ich meinen geliebten Mann verloren hatte, daß man ihn mir ermordet hatte, schrie und schrie ich wieder, bis meine Stimme versagte. Dann lag ich lange apathisch da. Nach einigen Tagen wollte ich endlich wieder aufstehen, aber nun merkte ich, daß meine Füße versagten, daß Alleinstehen mir überhaupt nicht möglich war. Der Arzt gab mir Medikamente und verordnete Krankenkost und befahl, daß ich täglich elektrisiert werde. Es geschah aber nur alle vier oder fünf Tage einmal, weil es nur in der Gefängniskanzlei einen Steckkontakt gab und die Kanzlei fast immer besetzt war. Ich wurde in die Zelle Nr. 6 gebracht, in jene Zelle, in der mein Mann seine letzten Stunden verlebt hatte, und dort blieb ich bis zum Tage meiner Verhandlung. Zuerst waren wir acht Frauen, dann wurden nach und nach die anderen Gefangenen abgeführt, nur die alte Zigeunerin blieb bei mir. Erholt habe ich mich im Gefängnis nicht, ich war schwer krank, als mein Prozeß begann. Ich habe während meiner Gefangenschaft vierzehn Kilogramm an Gewicht verloren.

Am Osterdienstag bekam ich die Anklageschrift und es wurde mir mitgeteilt, daß am Samstag, dem 21. April, die Schwurgerichtsverhandlung gegen mich und Marie Fertner stattfinden. Meine Verteidigung übernahm Herr Dr. Bichler, die meiner Mitangeklagten Herr Dr. Delpin. Beide Herren haben sich unser sehr wacker angenommen. Ich weiß, daß es Wagemut erforderte, unsere Verteidigung zu übernehmen, daß die beiden Anwälte viel riskierten. Ein Wort des Mitleids oder ein anderes unbesonnenes Wort konnte im damaligen Österreich die Existenz kosten.

Eines Tages wurde ich in die Kanzlei des Herrn Dr. Watzek-Mischan geführt, der der Vorsitzende des Gerichtes war, vor dem gegen mich verhandelt wurde. Er übergab mir die Anklageschrift und die Geschworenenliste. Am nächsten Tage bat ich, zum Präsidenten geführt zu werden. Der Präsident kam aber zu mir in die Zelle. Richter und Gerichtsbeamte kamen

stets zu mir in die Zelle, niemand außer ihnen sollte sehen, wie entsetzlich abgemagert ich war und wie schrecklich ich aussah — eine Medikamentenvergiftung hatte einen eitrigen Ausschlag auf meinem ganzen Körper verursacht. Ich erhob Einspruch gegen den Landesgerichtsrat Watzek-Mischan als Vorsitzenden des Gerichtshofes, weil er höherer Kommandant bei den Heimwehren war und im Februar in St. Michael ob Leoben mit den Heimwehren gegen die Aufständischen gekämpft hatte. Wie war von einem solchen Manne Objektivität zu erwarten? Dreimal habe ich Einspruch erhoben, ebenso meine Genossin Fertner, auch die Verteidiger erhoben Einspruch. Genützt hat unser Protest nichts, Watzek-Mischan verwies darauf, daß er ja nicht in Bruck, sondern in St. Michael gegen uns gekämpft habe! Früher gab es bei den österreichischen Schwurgerichten zwölf Geschworene, die für sich allein berieten, und so ist es in der zivilisierten Welt überall selbstverständlich. Damals aber gab es in Österreich nur sechs Geschworene, die aber nicht allein berieten, sondern unter dem Vorsitze des Verhandlungsleiters! Man kann leicht ermessen, was bei einer solchen Art von Geschworenengerichten die Objektivität oder Parteilichkeit des Vorsitzenden bedeutet!

Um halb neun Uhr früh wurde ich aus meiner Zelle geholt und von zwei Frauen in den kleinen Saal geführt, wo die Geschworenen ausgelost und einige Formalitäten erledigt wurden. Auch hier protestierten unsere Verteidiger und wir Angeklagten nochmals gegen Watzek-Mischan als Verhandlungsleiter, ja sogar der Staatsanwalt protestierte — aber genützt hat unser Einspruch natürlich auch hier nichts.

Als ich in den großen Verhandlungssaal geführt wurde, waren nur die vorderen Zuschauerreihen besetzt, von Heimwehrfunktionären, Offizieren und ihren legitimen und illegitimen Frauen und einigen Bürgern aus Bruck. Ich setzte mich sofort nieder, völlig durchnäßt vom Schweiß der Ermattung. Man gab mir noch einen Stuhl, auf den ich meine Beine legen konnte.

Erst als Genossin Fertner und ich saßen, wurde das „gewöhnliche Volk“ eingelassen. Man hatte verhindert, daß meine Schwäche und Krankheit sichtbar geworden waren.

Beim Verhör wiederholte ich meine früheren Aussagen. Als ich aber auch von der Flucht, von der Hetzjagd gegen uns, von den Brutalitäten nach der Gefangennahme erzählen wollte, unterbrach mich der Vorsitzende: „Das gehört nicht hierher, das hat mit der Sache nichts zu tun!“ Als im weiteren Verlaufe der Verhandlung die Anklageschrift gegen meinen Mann verlesen werden sollte, schrie ich auf: „Er ist doch tot! Lassen Sie ihn doch in Ruhe! Ich dulde nicht, daß hier etwas Schlechtes über ihn gesagt wird, ich darf doch auch nichts Gutes über ihn sagen!“ Der Staatsanwalt und selbstverständlich auch die beiden Verteidiger erklärten darauf sofort, daß sie auf die Verlesung verzichteten. Nach meinem Verhör wurde mir plötzlich so übel, daß ich hinausgeführt werden mußte. Als ich aufzustehen versuchte, aber in die Arme des mich auffangenden Aufsehers stürzte, erhob sich in den rückwärtigen Zuhörerreihen ein lautes Weinen und Schluchzen, worauf der Vorsitzende energisch diesen Ausbruch des Mitleids verbot.

Nach dem Verhör Marie Fertners hielt der Staatsanwalt die Anklagerede, nicht sehr draufgängerisch, aber mit dem Ausklang, daß er auf unbedingter Verurteilung bestehen müsse. Mein Verteidiger, Dr. Bichler, legte dar, daß ich doch wirklich nur Essen an die Schutzbündler ausgegeben habe, um Plünderungen zu verhindern. Einige Schutzbündler waren zu mir gekommen und hatten mir gesagt, daß die Leute, falls nicht Essen ausgegeben werde, gezwungen seien, sich selber etwas zu holen. Als ich das Koloman berichtete, erklärte er den Schutzbündlern: „Geplündert wird nicht! Wir sind keine Räuberbande, wir sind Menschen, die für die Freiheit kämpfen! Wer auf eigene Faust plündert, wird als Schädling unseres heiligen Kampfes betrachtet und rücksichtslos von uns selber erschossen.“ Wäh-

rend die Verteidiger — auch Dr. Delpin bemühte sich sehr um seine Klientin — ihre Plaidoyers hielten, ging wieder ein Weinen durch den Saal. Der Staatsanwalt erklärte in seinem Schlußworte, daß er, falls ein Freispruch gefällt werden sollte, Berufung anmelden würde. Die Geschworenen sollten sich danach richten.

Während der Geschworenenberatung mußten wir Angeklagten in einem Nebenzimmer auf das Urteil warten. Wir versuchten, das Ergebnis der Beratungen und das Urteil zu erraten. Meine treue Kameradin erwartete Freispruch, ich sagte uns beiden je ein Jahr Kerker voraus.

Als wir nach längerer Wartepause wieder in den Saal geführt wurden und nun der Gerichtshof das Urteil verkündigte: beide Angeklagten je ein Jahr schweren Kerker, verschärft durch hartes Lager und einen Fasttag im Monat, erhoben sich auf den rückwärtigen Bänken laute Entrüstungsrufe, heftiges Schluchzen wurde laut. Ich wandte mich dem Auditorium zu — in meinem Kleiderausschnitt hatte ich ein Bild meines Mannes, das nahm ich heraus, sah es an und zeigte es dann dem Publikum. Und nun standen, während wir abgeführt wurden, alle auf und schluchzten und schrien, die Frauen winkten mir zu und riefen: „Paula, Paula!“ — und ich sah, daß auch die Geschworenen sich die naß gewordenen Augen trockneten. Wie ich später von glaubwürdiger Seite erfahren habe, waren die Geschworenen für den Freispruch gewesen, der Herr Watzek-Mischan aber hatte auf Verurteilung bestanden...

Mein Verteidiger, Dr. Bichler, telefonierte sofort an den Sicherheitsdirektor in Graz und bat meines Gesundheitszustandes wegen um Haftentlassung. Ich bekam sechs Monate Strafaufschub, weil der Gerichtsarzt feststellte, daß die Wiederherstellung meiner Gesundheit mindestens sechs Monate in Anspruch nehmen werde. Auch Genossin Fertner bekam Strafaufschub, zunächst drei Monate, dann noch zweimal eine Verlängerung. Sie hungerte sich mit ihrer Familie durch. Sie schrieb

mir einmal: „Weißt Du, Paula, im Kerker zu sein, ist schrecklich, das weißt Du. Aber in Freiheit zu leben und von einem Tag auf den andern nichts zu essen zu haben, das ist auch schrecklich. Hans (ihr Mann) ist wieder im Konzentrationslager. Es gibt kein Zurruhekommen. Auf der einen Seite bemüht man sich um den Arbeiter, auf der anderen Seite schnürt man ihm die Gurgel zu. Aber es gibt nur wenig Verzagte.“

Als ich aus dem Gerichtssaal trat, sah ich eben, wie meine Schwester Sophie, die schwer herzleidend ist, ohnmächtig aus dem Hause getragen wurde. Nun war es auch mit meiner Fassung zu Ende. Die Spannung der letzten Tage, die zurückgehaltene Erregung machten sich in Schreikrämpfen Luft. Ich wurde nun wieder in meine Zelle getragen, denn gehen konnte ich nicht, und dort bekam ich einen schweren Herzkrampf.

Am Nachmittag wurde ich in die Kanzlei gebracht, wo mich Dr. Bichler und mein Freund Pelikan, ein alter Freund Kolomans aus Maribor, erwarteten und mir mitteilten, daß die Enthaftung bewilligt sei und ich sofort in ein Sanatorium nach Graz gebracht werde. Der Untersuchungsrichter gab mir noch den strengen Auftrag, ja nicht beim Friedhof oder sonstwo auszusteiigen, widrigenfalls ich sofort wieder in den Kerker zurück müsse. Man ließ mich nicht zum Grabe meines Mannes.

Als ich, es war schon fast dunkel, durch eine Seitentüre in ein Auto gebracht wurde, sah ich, daß die Umgebung des Gerichtsgebäudes, besonders dem nahen Hauptplatz zu, durch einen Gendarmeriekordon abgesperrt war und hinter den Gendarmen sah ich große Menschenansammlungen. Seit dem frühen Morgen schon standen unsere treuen Genossen und Genossinnen und warteten, um mich zu sehen.

Im Sanatorium der kaufmännischen Angestellten in Eggenberg bei Graz erholte ich mich langsam, und hier wurden mir unzählige und unbeschreibliche herzliche und rührende Beweise der Sympathien der Bevölkerung zuteil. Nicht nur aus den Kreisen der Arbeiter! Es kamen auch christlichsoziale Frauen

und Männer, die ihren Abscheu gegen das Urteil an Koloman zum Ausdruck brachten und erklärten, die Urheber dieser Brutalität hätten kein Recht, sich Christen zu nennen, sie schämten sich ihrer! Ich kann nicht über die vielen, vielen Besuche aus nah und fern berichten, ich kannte gar nicht alle, die kamen. Oft kamen Frauen, Männer, Jugendliche, legten mir Blumen in den Schoß, küßten meine Hände und eilten weinend weg. Diese Treuebeweise — Beweise der Treue zu der Idee, für die mein Mann gestorben ist — gaben mir allmählich wieder den Mut, weiterzuleben.

Mein Nervenarzt, Herr Dr. Lampar, der sich größte Mühe gab, mir zur Genesung zu verhelfen, hielt eine mindestens sechswöchige Nachkur in einem Erholungsheim für nötig. Er veranlaßte meine Überführung in das Erholungsheim „Annenheim“ auf der Laßnitzhöhe bei Graz. Mein Bruder und meine Schwester begleiteten mich. In der wunderbaren Stille erholte ich mich sichtlich. Alle Menschen, die auf der Laßnitzhöhe mit mir in Berührung kamen, waren freundlich und lebenswürdig zu mir. Auch Leute, die keineswegs unserer Partei nahestanden, sahen doch in mir die unglückliche Frau. Die nicht menschlich zu sein vermochten, in keinem Falle, waren die christlichen Heimwehren. Ich bekam folgendes Schreiben:

Österreichischer Heimatschutz
Jagdkommando Schemerlgau.

Gegen Ihren hiesigen Aufenthalt legen wir schärfsten Protest ein und wir wünschen, daß Sie unsere Gegend sofort verlassen. Sollten Sie dies nicht tun, so werden wir Mittel finden, um von höherer Seite aus einen Druck auf Sie auszuüben.

6. 7. 1934.

Der Kompaniekommandant:
Unterschrift.

(Wahrscheinlich: Huber, Major.)

Was sollte ich tun? In Atome auflösen konnte ich mich doch nicht. Irgendwo mußte ich mich aufhalten. Verwandte hatte ich in Österreich nicht, außer einen Bruder, der selber keine Wohnung hatte. Zu Bekannten konnte ich nicht. Wohl hatten mich Unzählige eingeladen, aber jeder, der mich aufgenommen hätte, wäre deswegen unbarmherzig verfolgt worden. Meine Schwester Sophie, die bei mir auf Besuch war, forderte mich auf, mit nach Maribor zu kommen. Sie nahm zwei Paßphotographien und ging, einen Paß zu besorgen. Die Grazer Bezirkshauptmannschaft stellte ihn sofort aus, nachdem die Bestätigung meines Strafaufschubes vorgelegt wurde. Das jugoslawische Visum war gleichfalls bald besorgt und am 7. Juli fuhr ich von der Laßnitzhöhe nach Graz und von dort mit dem Abendzug sofort weiter nach Maribor. Unter der sorglichen Pflege meiner lieben Mutter erholte ich mich nun rasch. Ende August konnte ich der Einladung der tschechischen und deutschen Parteigenossen folgen und in die Tschechoslowakische Republik reisen. Ich flog von Zagreb mit einem direkten Flugzeug nach Bratislava.

Das Grab meines lieben Mannes habe ich nicht gesehen, ich durfte nie an dem Hügel weinen, der mein Teuerstes birgt. Als ich aus dem Gefängnis in das Sanatorium überführt wurde, hatte man mir untersagt, beim Friedhof auszusteigen. Als ich nach Jugoslawien abreiste, wollte ich vorher unbedingt zum Grabe Kolomans und stundenlang mußte ich mit meinen Freunden, die mir abrietten und mich zurückhielten, ringen. Sie befürchteten nicht nur einen neuen Rückfall in die Krankheit, sondern meine sofortige Verhaftung. Sie hatten recht, ich wäre vom Grabe weg verhaftet worden.

Kolomans Grab hat seinen Henkern Verlegenheit auf Verlegenheit bereitet. Der Leichnam meines Mannes war noch in der Nacht zum 20. Februar auf dem Zentralfriedhofe in Leoben begraben worden, das Grab wurde dem Erdboden gleichgemacht. Niemand sollte wissen, wo der gemordete Führer begraben wäre. Aber die Arbeiter waren auf der Lauer gelegen

und hatten gut aufgepaßt, wo ihr Märtyrer eingescharrt worden war. Schon am nächsten Morgen lag ein prächtiger Kranz an der Stelle, wo Wallisch begraben war. Er wurde entfernt, aber immer wieder und immer wieder kamen neue Kränze und Blumen. Tagelang war die Heimwehr damit beschäftigt, die Blumen vom Grabe Wallisch' wegzuschaffen, aber die Arbeiter schmückten es immer wieder.

Man kam auf den Einfall, von mir zu verlangen, ich solle den Leichnam einäschern lassen. Man muß wissen, was die Feuerbestattung für die Klerikalen bedeutet: ein Greuel ist sie, eine furchtbare Sünde! Die „christlich-autoritäre“ Regierung wollte eine Sünde auf sich laden und eine Leiche verbrennen lassen, nur um den Arbeitern das Grab zu nehmen, zu dem sie ihre Liebe und ihre Racheschwüre trugen.

Ich weigerte mich entschieden, meine Zustimmung zu geben. So blieb denn nichts anderes übrig, als den Toten ruhen zu lassen. Und weil man nicht in alle Ewigkeit hinein die Blumen vom Grab wegschleppen konnte, begnügte man sich schließlich damit, durch Polizeibeamte Abzeichen und geschriebene Nachrufe entfernen zu lassen. Wie rührend sind manche dieser Nachrufe! Einfache Arbeiter versuchen, ihren Empfindungen in schlichten Versen Ausdruck zu geben:

Blumen, die der Frühling gab,
Großer Held, so nimm sie hin!
Frühling sprießt aus Deinem Grab,
Einer späteren Zeit Gewinn.

Hör aus Fernen nun ein Klingen
Geisterhaft und herrlich schön —
Sieh, das große Völkerringen
Und der Menschheit Aufersteh'n!

Zum „heiligen Grab“ ist den österreichischen, ist vor allem den steirischen Arbeitern dieses Grab geworden. Täglich und

zu allen Stunden des Tages kommen Arbeiter, legen Blumen nieder und verweilen in stillem Gedenken. Der Arbeiter sprach für sie alle, der auf dem Grabe das kleine Gedichtchen niederlegte:

Wir wollen versuchen, zu ermessen,
Was du uns warst.
Wir wollen niemals vergessen,
Wie du für uns starbst!

ABSCHIED

Das Schwerste habe ich immer wieder hinausgeschoben, die Schilderung meines Abschiedes von Koloman. Ich habe zu schreiben begonnen und mußte unterbrechen, weil ich nicht weiterzuschreiben vermochte. Ich habe wieder begonnen und es erging mir wieder so. Ich sah mich wieder in der Zelle stehen und sah wieder meinen unglücklichen Mann und hörte wieder seine lieben milden Worte — und hemmungsloses Weinen warf mich hin. Und es mußte doch geschehen! Wollte ich Koloman in einem Buche zu würdigen versuchen, wollte ich den Arbeitern vom Leben ihres Helden und von seinem tapferen Sterben erzählen, dann mußte ich auch über mein letztes Beisammensein mit ihm sprechen...

Als ich vom Arzt zurück- und an Kolomans Zellentür vorbeigeführt wurde, wollte ich meinem Mann wenigstens einen Gruß zurufen, wurde aber sofort weggerissen. In meiner Zelle stand ich an der Türe und horchte, horchte. Ich hörte, daß man Koloman einmal aus der Zelle führte, dann wieder zurück, dann noch einmal hinaus und hinein. Ich stand und horchte. Als es Mittag wurde, vermochte ich trotz größtem Hunger nichts zu essen; mir war, als hätte sich mein Magen bis in den Hals hinaufgedrängt. Die Mithäftlinge sprachen auf mich ein, beschworen mich, doch etwas zu essen — ich wehrte ab. Ich stand den ganzen Nachmittag über an der Zellentür und horchte, horchte auf jedes Geräusch, auf jede Stimme, aus deren Klang

ich schließen konnte, wie es meinem Mann erging, was mit ihm geschah. Meine Beine zitterten, Angst würgte mich, namenlose Angst. Wird man ihn zum Tode verurteilen? Wird man vielleicht doch menschlich sein? Der Aufseher Materna, der später wegen seiner Brutalität avancierte, hatte gerade Dienst. Als er merkte, daß ich an der Tür stand und horchte — er schaute alle Augenblicke einmal durch das Guckloch in die Zelle — glaubte er sich ein besonderes Bravourstückchen leisten zu müssen und schrie draußen auf dem Gange so laut, daß ich es unbedingt hören mußte: „Was ist's denn, sind die Totensärge für den Wallisch und den Ruhs schon fertig?“ Ich begann heftig zu weinen und die Frauen — „Verbrecherinnen“, jede menschlicher, gütiger, mitleidvoller als all die Ordnungshüter — versuchten mich durch sanften Zuspruch zu trösten. Es wurde Abend. Nachtmahl wurde gebracht, ich aß nichts. Wir legten uns nieder, aber niemand schlief. Plötzlich erschien der Aufseher und befahl, alle Messer abzugeben. Die Frauen hockten auf den Pritschen und sahen mich mit erschrockenen Augen an. Bald darauf wurde die Tür geöffnet und in die Zelle gerufen: „Frau Wallisch, kommen Sie heraus!“ Ich taumelte zur Tür hinaus, wurde in die Zelle Nr. 6 geführt und fand nun meinen Mann inmitten des kleinen Raumes stehend. Auf einem Stuhl saß mein Bruder und weinte. Einen Augenblick stockte ich, dann fuhr es mir durch den Kopf: Abschied nehmen! Ich stand wie besinnungslos — brüllte auf — dann schrie ich meinen Bruder an: „Georg sag, daß es nicht wahr ist! Sag! Sag!“ Er aber ächzte weinend: „Ja, leider!“ Nun nahm mich Koloman in seine Arme und sprach begütigend mit sanfter Stimme auf mich ein:

„Ruhe, Ruhe! Du warst immer mein tapferes Weib, ich war immer so stolz auf Dich! Du hast so viel mit mir durchgemacht, aber Du bist die Frau eines Rebellen und mußt noch einmal tapfer sein! Oder soll ich zusammenbrechen? Sollen diese Halunken über mich triumphieren? Sollen sie?“ fragte er eindringlich und hob meinen Kopf zu sich empor. „Nein!“ erwiderte

ich und versuchte stark zu sein. „Na siehst Du!“ sagte Koloman. „Ich möchte auch noch gerne leben, ich fühle noch Tatendrang in mir, ich möchte noch kämpfen, aber ich muß sterben. Du trägst meinen Namen, ich übergebe im Geiste das Kampfschwert Dir, kämpfe Du weiter für die Befreiung des Proletariats!“

Koloman berichtete dann von seiner Verhandlung und erzählte, daß bei der Verhandlung viele Brucker Bürger anwesend waren, die nach der Urteilsverkündung ihre Freude nicht laut genug bezeugen konnten. Koloman erzählte auch, daß er an seine Schwestern und an meine Eltern Abschiedsbriefe geschrieben habe. Sein Verteidiger habe nach Wien um Begnadigung telegraphiert, er aber wolle von Dollfuß, Schuschnigg, Starhemberg und Fey keine Gnade. Auch sie werden einmal sterben und kein Mensch wird mehr an sie denken, da wird unsere Idee noch leben! Koloman sagte dann, er habe sein Testament gemacht und hinterlasse alles — wir hatten ja nichts als unsere Wohnungseinrichtung — mir. Er habe auch veranlaßt, daß ich die Pension bekomme, die gesichert sei durch seine jahrelangen Einzahlungen, auch aus der Abgeordneten-Versicherung habe ich eine größere Summe zu bekommen. (Ich erhielt von keiner Seite einen Groschen!) Koloman sagte schließlich noch: „Ich bin Dir so dankbar für alles, was Du mit mir und meiner wegen mitmachen mußt, besonders aber dafür, daß Du mich im Heustadel daran gehindert hast, mich zu erschießen! So konnte ich den Herren doch noch so manches in die Ohren schreien, was ihnen unangenehm war, und ich kann dem Proletariat als letztes Opfer bringen, daß ich als Märtyrer für das Proletariat sterbe. Und jetzt habe ich eine letzte Bitte an Dich: Wir haben uns die ganze Zeit unserer Ehe so lieb gehabt, wir waren so glücklich miteinander, erfülle den letzten Wunsch, sei stark, mache mir den Abschied nicht schwer!“

Ich sah ihn entgeistert an: „Muß ich schon gehen?“ „Nein, noch nicht, aber bald, ich brauche noch Zeit zur Sammlung.“ Ich preßte mein Taschentuch in den Mund und biß hinein, damit ich nicht schreien konnte. Noch hoffte ich doch, daß er begnadigt werde, trotz seinem Widerspruch. Da kam der Verteidiger Dr. Wagner in die Zelle und berichtete, daß das Gnadengesuch abgelehnt worden sei. „Das hätten Sie sich ersparen können, Herr Doktor!“ sagte Koloman. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Sodawasser und eine Flasche mit Wein. Koloman goß ein Glas zu drei Viertel mit Wasser und einem Viertel Wein voll und trank. Dann wandte er sich wieder mir zu. Ich küßte sein Gesicht ab, seinen Hals, seine Hände, immer wieder, immer wieder, dann küßte auch er mich, drückte mir nochmals die Hände und schob mich sachte zur Tür hinaus.

Ich wollte ihm den letzten Wunsch erfüllen — ich mußte, mußte es! Ich blieb stark, ich schrie nicht, ich gab keinen Laut von mir, ich ließ mich zur Zelle Nr. 2 zurückführen. Tränen rollten über meine Wangen. Irgend jemand sagte, einen rohen Scherz machend: „Aber weinen Sie nicht! Sie sind ja noch jung, Sie können wieder heiraten!“ Und er sagte das so laut, daß es mein Koloman noch hören mußte! Es ist nicht wahr, daß ich, wie einige Zeitungen berichtet haben, chloroformiert worden bin. Ich war bei vollem Bewußtsein.

Ich hörte später, daß sich Koloman auch noch von Brucker Kameraden verabschiedet hat und ich hörte, daß er so mutig und so ruhig, wie er während der Verhandlung war, zur Richtstätte gegangen ist. In ganz Leoben fand sich kein Zimmermann oder Tischler, der bereit gewesen wäre, den Galgen aufzustellen. Man zwang Sträflinge dazu, im Hofe den Schnee wegzukehren, ein Loch zu graben und den Pflöck aufzurichten. Aber auch das hat man mir erzählt — oh, man hat mir jede gute und jede böse Kleinigkeit berichtet! —, daß der Henker, der Wiener Fleischauger Spitzer, der schon am Nachmittag in den Leobner Wirtschaftshäusern geprahlt hatte, er werde den Wallisch hängen, einige

Stunden nach dem Tode meines Mannes, als der Leichnam in den Sarg gelegt wurde, eine spöttische Verbeugung machte und höhnend sprach: „Herr Wallisch, bei Ihnen war es mir ein ganz besonderes Vergnügen.“

Koloman ist als Held gestorben. Im Kreisgerichtsgefängnis waren einige hundert gefangene Schutzbündler eingesperrt. Sie konnten von den Zellenfenstern aus in den Hof sehen, sie konnten hören, was geschah. Der Hof lag im Scheinwerferlicht. Eine militärische Abteilung bildete ein Karree. Koloman ging festen Schrittes zum Galgen. Als ihm die Schlinge um den Hals gelegt wurde, rief er aus:

„Es lebe die Sozialdemokratie! Hoch! Freiheit!“

*

Als ich in die Zelle zurückgebracht worden war, umfing mich eine wohlthätige Ohnmacht. Am nächsten Tag, als ich wieder einigermaßen zu mir kam, hatte ich keinen anderen Wunsch, als zu sterben. Aber als ich einmal hinausgetragen wurde, und draußen meine weinende Schwester Sophie, meinen Bruder und meinen Freund Pelikan sah, da hatte ich doch Kraft genug, sie zu trösten und ihnen zu sagen, daß ich stolz sei auf Koloman, weil er als Held gelebt hat und als Held gestorben ist. Und ich habe wieder Kraft gesammelt im Gedenken an Kolomans Worte, an sein persönlichstes Testament: Tapfer zu sein und weiterzukämpfen für das Proletariat!

Und immer wieder gewinne ich Kraft, denke ich an ihn, denke ich an den Grabhügel, der mein Teuerstes birgt, an die Ruhestätte des im Leben so viel Gehetzten, an jenes einfache, blumenübersäte Grab auf dem Friedhof in Leoben, in dem der Mann liegt, der der Gefährte und das Glück meines Lebens war, und der zum unsterblichen Helden des steirischen, zum Märtyrer des ganzen internationalen Proletariats wurde:

KOLOMAN WALLISCH!